

akzent

Béla Kéki

5000 Jahre Schrift



Béla Kéki

5000 Jahre Schrift

Urania-Verlag Leipzig Jena Berlin

Originaltitel: Die Geschichte der Schrift

(Az írás története)

Verlag Gondolat, Budapest 1971 und 1975

Ins Deutsche übertragen von Hans Skirecki

Beratung: Dr. Dietmar Debes

Die Illustrationen wurden vom Verfasser ausgewählt,
unter Verwendung einiger Zeichnungen von István Köpeczi
Bócz und eines Teils des Bildmaterials der ersten Ausgabe

1. Auflage 1976

1.—20. Tausend. Alle Rechte vorbehalten

© Béla Kéki, 1971

*Gemeinschaftsausgabe des Verlages Gondolat, Budapest,
und des Urania-Verlages, Leipzig, 1976*

Verlag für populärwissenschaftliche Literatur

VLN 212—475/92/76 · LSV 091 9

Lektor: Anselm Heybey

Einbandreihenentwurf: Helmut Selle

Typografie: Mária Keresztes

Gesamtherstellung: Kossuth Nyomda, Budapest

Printed in Hungary

Best.-Nr.: 653 488 4

DDR 4,50 M

Inhalt

Vorwort 7

Die Bedeutung der Schrift 9

Vorstufen der Schrift 10

Von der Bilderschrift bis zum
Buchstaben 19

Die Bilderschrift der Indianer und
das Kohau rongo rongo 22

Die mesopotamische Keilschrift 25

Die ägyptische Hieroglyphenschrift 33

Die zwei Schriften der Hethiter 43

Die kretischen Schriften 47

Die Schriften der Azteken und
der Maya 52

Die chinesische Schrift 59

Die koreanische und
die vietnamesische Schrift 65

Die japanische Schrift 67

Die ersten Buchstabenschriften 72

- Die hebräische Schrift 78
- Die arabischen Schriften 81
- Die griechische Schrift 87
- Der lateinische Buchstabe und
seine Entwicklung 93
- Die germanischen Runen 106
- Die glagolitische und die kyrillische
Schrift 110
- Die kyrillische Schrift der Rumänen
und ihr Übergang zu den
lateinischen Buchstaben 116
- Die Schrift der Ungarn 119
- Der Wettstreit zwischen Antiqua
und Fraktur 123
- Die Zukunft der Schrift 126

Vorwort

Unser Leben wäre ohne Schrift undenkbar. Mit leichter Übertreibung könnte man sagen: Wir sind der Flut geschriebener Worte genauso ausgesetzt wie der kosmischen Strahlung. Morgens, kaum erwacht, greifen wir nach der Zeitung, und dann verlieren wir den ganzen Tag über die Buchstaben nicht mehr aus den Augen: Firmenschilder, Annoncen, amtliche und private Briefe, Bücher, Zeitschriften, Programmhefte, Plakate, Leuchtreklamen. . .

Fünf Jahrtausende umschließt der Entwicklungsweg von den ägyptischen Hieroglyphen bis zu den Druckbuchstaben der Gegenwart. In diesem Prozeß gab es einen Wendepunkt, als vor etwa 3200 Jahren am Ostufer des Mittelmeeres die aus 22 Buchstaben bestehende Konsonantenschrift der Phöniker entstand. Daraus entwickelte sich bei den Griechen dann ein „vollständiges“ Alphabet, indem Schriftzeichen für die Vokale hinzugefügt wurden.

Welche Erleichterung für den schriftlichen Gedankenaustausch war es, als man dazu überging, die im allgemeinen aus 35 bis 40 Lauten bestehende Sprache mit ebensoviel Buchstaben wiederzugeben. Aber manche Völker verwenden weitaus mehr Schriftzeichen. Im alten Ägypten und in Mesopotamien waren 700 bis 800 Hieroglyphen bzw. Keilschriftzeichen zu beherrschen um sich schriftlich ausdrücken zu können. Die Japaner müssen heute noch 2500 Schriftzeichen erlernen, die Chinesen mindestens 3000, um die Zeitung lesen zu können – von lyrischen Werken und wissenschaftlichen Arbeiten, in denen es von Fachausdrücken wimmelt, gar nicht zu reden.

Die fünftausendjährige Entwicklung der Schrift von den verschiedenen Bilderschriften über die Begriffs-, Wort- und Silbenschriften bis zur heutigen Buchstabenschrift widerspie-

gelt bedeutsame Vorgänge der Kulturgeschichte. Vieles war jahrtausendlang in Vergessenheit geraten. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts begann man, alte Schriften oder das, was davon übriggeblieben war, wieder aufzudecken. Es kostete viel Mühe, ihre Bedeutung zu enträtseln. Doch in jahrzehntelanger Arbeit haben Archäologen, Sprachwissenschaftler und Schrifthistoriker Erfolge erzielt, die ein großes Echo auslösten. Auf den folgenden Seiten wollen wir auch die ereignisreiche Geschichte dieser Forschungsarbeit erzählen.

Béla Kéki

Die Bedeutung der Schrift

Die Arbeit und das gesellschaftliche Zusammenleben gaben den stärksten Anstoß für die Entwicklung des menschlichen Intellekts. Unter ihrer komplexen Einwirkung bildeten sich zwei Fähigkeiten heraus, dank derer sich der Mensch grundlegend von allen anderen Lebewesen unterscheidet. Diese beiden untrennbar miteinander zusammenhängenden Eigenschaften sind das Denken und das Sprechen. Als bedeutender Faktor der kulturellen Entwicklung erwies sich die Herausbildung der Schrift. Sie ist ein System von graphischen Zeichen, von menschlichen Gemeinschaften zur dauerhaften Fixierung von Gedanken vereinbart.

Die Schrift machte das flüchtige Wort durch Sehreize jederzeit und wiederholt aufnehmbar sowie reproduzierbar. Zugleich räumte sie der Gedankenübermittlung die Schwierigkeiten aus dem Wege, die die geographischen Entfernungen aufwürfen, und sie ermöglichte es, Erkenntnisse und Erfahrungen an spätere Generationen weiterzugeben. Im Grunde genommen beseitigte sie die Schranken von Raum und Zeit, die der umfassenden und schnellen Verbreitung des Wissens im Wege standen.

Ihre Entstehung hing überall eng mit dem Entwicklungsgrad der Produktionsverhältnisse zusammen. Dieses Mittel der Kommunikation bildete sich stets dort heraus, wo die Produktion von Gütern bereits eine Arbeitsteilung notwendig machte, wo sich der Warenaustausch und der Fernhandel entwickelten und wo städtische Siedlungen entstanden.

In der Tat – die Schrift ist eine wesentliche Errungenschaft der menschlichen Zivilisation. Doch mit dieser Feststellung können wir zwar ganz allgemein die Bedeutung der Schrift hervorheben, aber nicht die traurige Tatsache verschleiern,

daß es noch heute selbst unter Völkern, die sich einer einheitlichen Schrift rühmen können, Millionen von Analphabeten gibt. Heute noch leben auf unserer Erde mehr als 800 Millionen Frauen und Männer mit einem Alter von über 15 Jahren, die des Lesens und Schreibens unkundig sind – das bittere Erbe einer durch Ausbeutung und Unterdrückung verursachten Rückständigkeit großer Teile unseres Planeten.

Überlegen wir nur: Flugzeuge durchrasen den Himmel, und für fast alle Menschen der Erde sind die Giganten der Lüfte schon keine Wunder mehr. Doch Millionen Menschen können weder lesen noch schreiben. Analphabetentum beim heutigen technischen und geistigen Entwicklungsstand – ist das nicht ein Anachronismus? Auf den Landkarten, die den Triumphzug der Schrift durch alle Erdteile veranschaulichen, gibt es noch große, weiße Flecken: 800 Millionen Analphabeten. Zahlreiche Staaten und verschiedene internationale Organisationen stellen Riesensummen bereit, um hier Abhilfe zu schaffen. Mit dem gleichen Ziel wirken Hunderttausende von Pädagogen und freiwilligen Lehrkräften – aber es wird wohl in vollem Umfange erst erreichbar sein, wenn grundlegende Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse überall zu einem allgemeinen kulturellen Aufschwung führen.

Vorstufen der Schrift

Wir wissen nur wenig über die ursprünglichen Zeichensysteme zur Verständigung zwischen den Menschen der Frühzeit. So viel steht aber fest, daß die Menschen, noch lange bevor es eine Schrift gab, verschiedene Methoden, sich an etwas zu erinnern und ihre Gedanken mitzuteilen, kannten. Über diese Zeichensysteme können wir aus zwei Quellen Auskünfte erhalten: Zum einen kommt es auch noch bei zivilisierten Völkern vor, daß alte Mitteilungsformen als Volksbrauch bestehen bleiben, zum anderen besitzen manche Völker – beispielsweise verschiedene Stämme Afrikas, Australiens und der pazifischen Inselwelt – noch heute keine Schrift. Bei diesen Völkern erfolgt der Austausch von Informationen mit Hilfe primitiver Mittel, die als Vorstufen der Schrift gelten können.



In der Vorgeschichte der Schrift werden von den Schrifthistorikern im allgemeinen zwei Gruppen unterschieden: die Gegenstandsschriften, zum Beispiel Kerbstock, Botenstab, Knotenzeichen, Muschelkette und die aus graphischen Zeichen bestehenden Vorstufen wie Höhlenmalereien, Eigentumsmarken und Hausschilde. Allerdings sind die Malereien in den Höhlen anfangs sicher keine Mittel der Kommunikation gewesen: sie standen teils mit der Jagdmagie, teils mit dem Glaubenskult des Frühmenschen in Verbindung. Zweifellos führt jedoch der Weg von diesen zeichnerischen Wiedergaben des in der Natur Beobachteten zur Entstehung der Bilderschrift.

Gegenstandsschriften

Kerbstock und Kerbholz. Wollte man sich an etwas erinnern, verwendete man Kerbstöcke, z. B. wenn man etwas verliehen hatte. Ein mit Kerben versehener Stock wurde geteilt, die eine Hälfte bekam der Gläubiger, die andere der Schuldner. Solche Kerbstöcke schlossen einseitige spätere Änderungen aus und beugten allen Streitigkeiten vor. In England „quit-tierten“ die Steuerämter noch im 18. Jahrhundert die eingezahlten Beträge mit Hilfe von Kerbstöcken.

In den Ländern Osteuropas registrierten die Viehhirten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ihre Herden mit Hilfe von Kerbhölzern. Zuerst wurde in das Holz die Eigentumsmarke des Besitzers eingebrannt, dann



Kerbstock



Kerbstöcke

schnittzte man die Zahl der auf die Weide getriebenen Tiere auf ihm ein. Von rechts nach links folgten die Zahlenzeichen der Hirten: I = eins, II = zwei, $\wedge$ = fünf, $\wedge$ l = sechs, Δ = zehn, $\blacktriangle$ = fünfzig. Auch dieses Kerbholz wurde geteilt. Eine Hälfte nahm der Hirt mit, die andere behielt der Besitzer.

Kerbstöcke waren nicht nur bei den europäischen Völkern im Gebrauch. In China beispielsweise waren sie viele Jahrhunderte hindurch unentbehrlich für Vertragsabschlüsse. Unwiderlegbare Beweise dafür bietet die chinesische Schrift. Das Wort Vertrag schreiben die Chinesen so: 𠂔. In diesem Wortzeichen bedeutet der dreimal durchgestrichene senkrechte Strich den Kerbstock und das Schriftzeichen daneben ein Messer.

Botenstab. In Norwegen schrieb vor einigen Jahrhunderten ein Gesetz vor, bei Kriegsausbruch sei ein Botenstab durch das Land zu tragen. Auch in Schweden überbrachte man eine Zeitlang den Einberufungsbefehl auf diese Weise. Daran erinnert auch die alte ungarische Sitte, die Männer zum Kriegsdienst aufzufordern, indem man ein blutiges Schwert umhertrug.

Zu anderen Zwecken benutzten die Ureinwohner Australiens den Botenstab. Er diente vor allem als Beweis dafür, daß sein Träger befugt war, eine bestimmte Botschaft zu überbringen. In anderen Fällen halfen in das Holz geschnittzte Zeichen dem Boten, sich an den Inhalt der Mitteilung zu erinnern. War dem Empfänger der Sinn der Zeichen bekannt, erübrigte sich die mündliche Wiedergabe.

Die in den Botenstab geschnittzen Zeichen konnten Einladungen zur Jagd oder zu einem Tanzfest und zu anderen Ereignissen enthalten. Auch bei Tauschhandelsgeschäften waren sie nützlich. Oft verwendete man sie zur Mitteilung familiärer Begebenheiten, oder in Bedrängnis geratene Stämme baten auf solche Weise ihre Nachbarn um Hilfe.



Australischer Botenstab

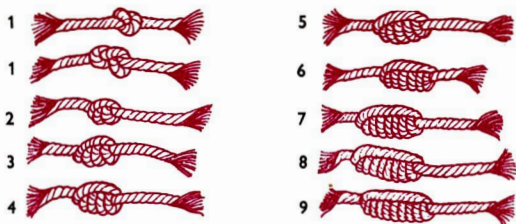


Quippu auf einem Bild aus der Chronik des Poma de Ayala

Der Gebrauch von Botenstäben war sehr verbreitet. Noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts konnten sie in 87 Siedlungen australischer Ureinwohner nachgewiesen werden.

Knotenzeichen. Der chinesischen Überlieferung zufolge sind die Knotenzeichen die ältesten Erinnerungszeichen. Die Chinesen banden an Schnüren, die aus Schilf oder Binsen geflochten waren, Binsen- oder Strohknoten an, mit denen sie Zahlenwerte festhielten.

Ein ähnliches, aber komplizierteres System ist uns aus der



Knotenzeichen der Inkas

Kultur der Inkas überliefert. Die Inkas – Ureinwohner des heutigen Perus – lebten in einem südamerikanischen Indianerreich, das im 13. Jahrhundert gegründet worden war. Ihre Macht erstreckte sich nach 1520 auch auf die heutigen Gebiete von Bolivien und Ecuador. Aber bald schon kam es zu einer tragischen Wende: Im Jahre 1532 wurden sie von einem kleinen, aber gut ausgerüsteten Trupp spanischer Eroberer angegriffen. Die grausamen Konquistadoren unter Führung Pizarros rotteten das arglose Volk aus. Nur noch Ruinen, Statuen und Keramiken erinnern heute an die Inkas – und eine Vielzahl von Knotenschnüren, Quippus genannt, die im Verwaltungswesen verwendet worden waren. Waren diese Quippus eine Schrift oder nur ein Hilfsmittel, sich an Zahlen zu erinnern? Genaue Untersuchungen zeigten, daß den Inkas die Schrift unbekannt war. Die Knotenzeichen hielten Zahlenangaben fest.

Jedes Quippu bestand aus einer Hauptschnur und daran angebundenen Nebenschnüren. Die Farbe der Schnur bezeichnete den Gegenstand; so bezog sich beispielsweise Gelb auf Gold, Weiß auf Silber, Grün auf Getreide, Blau auf Religionsangelegenheiten und Rot auf Vermögensobjekte. Die Knoten in den Nebenschnüren wiesen auf Zahlen hin, die mit dem betreffenden Gegenstand zusammenhingen. Sie bezeugen übrigens, daß den Inkas das Dezimalsystem bekannt war. Den Beamten, die die Quippus verwahrten und „lesen“ konnten, brachten die Inkas größte Hochachtung entgegen.

Doch nicht nur in China und Südamerika verwendete man Knotenzeichen, sondern auch bei vielen anderen Völkern, so in Westafrika und auf den Salomonen.

Muschelketten. Die Bewohner Westafrikas benutzten Muschelketten, um Botschaften auszutauschen, und in den Küstengebieten des Golfs von Guinea „korrespondiert“ man noch heute mit Hilfe von Kauri-Muscheln. Solche Muschelketten, mit denen Nachrichten übermittelt werden, nennt man Aroko. Die Zahl der Muscheln und ihre Stellung teilen den Inhalt des Aroko mit. So bedeutet z. B. eine Muschel eine negative Antwort, zwei Muscheln mit einander zugewandten Öffnungen bedeuten die Freundschaft, mit voneinander abgewandten Öffnungen eine feindselige Einstellung, sechs Muscheln sind ein Liebesgeständnis.

In ähnlicher Weise bedienten sich auch die nordamerikanischen Indianer der Muscheln. Die Irokesen drückten ihre Informationen aber nicht nur mit der Anzahl, sondern auch mit der Farbe der Muscheln aus. Sie bemalten die Muscheln: Weiß bedeutete Frieden, Rot den Krieg, Schwarz eine Gefahr. Die gefärbten Muschelketten wurden als Wampum bezeichnet.

Mitunter fügte man die in kleine Scheiben zerteilten, farbigen Muscheln zu Gürteln zusammen, und in diese Wampum-



Aroko der Yorubas



Wampumgürtel

gürtel „flocht“ man Menschengestalten oder die Abbildung einer Friedenspfeife hinein. Einen solchen Wampumgürtel schenkte 1682 der Häuptling der am Delaware ansässigen Indianer dem Chef der weißen Siedler William Penn, als er mit ihm Freundschaft geschlossen hatte. Der Gürtel zeigt zwei Menschen, einen barhäuptigen (den Indianer) und einen mit Hut (den Siedler), deren Händedruck den Vertragsabschluß besiegelte.

Der Wampumgürtel der Delawaren ist mehr als die einfache Muschelkette: Er läßt bereits Elemente der Bilderschrift erkennen.

Graphische Zeichen

Höhlenzeichnungen. Schon der Mensch der Steinzeit konnte zeichnen, wovon wir allerdings bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nichts wußten. Erst 1879 wurde man darauf aufmerksam. Der spanische Archäologe und Maler *Marcelino de Sautuola* entdeckte in der Höhle von Altamira in der Nähe von Santander Spuren steinzeitlicher Menschen. Aus einer Erdschicht tief im Höhleninnern legte er Gegenstände frei, die über das menschliche Leben in der Altsteinzeit (im Paläolithikum), also vor 20 000 bis 25 000 Jahren, berichten.

Einmal nahm Sautuola seine Tochter mit in die Höhle. Während er bei Kerzenschein grub, wagte sich das Mädchen weiter vor. Plötzlich schrie sie erschrocken auf: An der Felswand waren in den Stein geritzte, farbige, auffällig naturgetreue Tierbilder zu erkennen.

Zehn Jahre später hielt der spanische Geologe *Juan Villanova* auf einem wissenschaftlichen Kongreß in Paris einen Vortrag über Altamira, und er berichtete auch über Sautuolas

Ausschnitt aus den Höhlenmalereien von Lascaux



Forschungen. Seine Mitteilungen wurden jedoch stark angezweifelt, und schließlich tat man die vorgeführten Zeichnungen als Fälschungen ab.

Im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts entdeckte man auch in Höhlen Südfrankreichs Zeichnungen, die stark an die Funde von Altamira erinnern. Nun erkannte die Wissenschaft die Glaubwürdigkeit der Sautuolaschen Entdeckung an.

Die beeindruckendsten Höhlenzeichnungen wurden erst viel später, nämlich 1940, bei dem südfranzösischen Ort Lascaux entdeckt. Die mit gelber, roter und schwarzer Farbe gezeichneten Bilder zeigen Wildpferde, Büffel und Hirsche. Sie gelten als die weitaus schönsten uns bekannten Darstellungen, die von Steinzeitmenschen in Felswände geritzt oder darauf gemalt wurden. Es ist etwas Wahres daran, wenn man sagt, die Höhlen von Lascaux seien die „Sixtinische Kapelle des Frühmenschen“.

Eigentumsmarken. Nomadisierende Tierzüchter verwendeten zur Kennzeichnung ihres Viehs mit Vorliebe eine Eigentumsmarke. Besitzer großer Herden ließen in das eine Ende eines Eisenstabs ihr Zeichen schmieden. Sie erhitzten das Eisen und brannten den Tieren ein Mal in die Haut. Die häufigsten Eigentumsmarken sind Vogelfuß, Kreuz, Kreis, Sichel, Stern, Gabel, Rad, Sporen, Kelch und Herz. Den Hirten waren die Marken nützlich, wenn sie ihren Herren den Verbleib des ihnen anvertrauten Viehs nachzuweisen hatten.

Hausmarke und Hausschild. In den Städten des Mittelalters war es üblich, die Häuser, vor allem besonders schöne Gebäude, nach dem ersten Eigentümer, dem Bauherrn, zu benennen. Ein häufiger Brauch war es auch, auf dem Tor oder an der Fassade der Häuser geschnitzte oder gezeichnete Hausmarken anzubringen. Obgleich die Verwendung der Hausmarken nicht so unentbehrlich war wie die Kennzeichnung der gemeinsam behüteten Haustiere, waren sie doch weit verbreitet: Man kannte sie in Nordeuropa ebenso wie in Kleinasien. Interessante Hausmarken sind auf alten Wohnhäusern der friesischen Insel Föhr erhalten geblieben sowie in der Anatolischen Hochebene (Türkei). Die für das Straßenbild der mittelalterlichen Stadt so bezeichnenden Verzierungen – die Hausschilder –



können auf die Hausmarken zurückgeführt werden. Die Haus-schilder hingen über den Werkstätten der Handwerker und über den Eingängen von Gasthäusern, denn sie sollten den anlässlich des Jahrmarktes in die Städte strömenden und des Schreibens noch unkundigen Bauern helfen, sich zurechtzufinden. Diese aus Schmiedeeisen angefertigten Schilde von künstlerischer Form gaben den Straßen und Plätzen der alten Städte oft ein stimmungsvolles Gepräge.

Von der Bilderschrift bis zum Buchstaben

Die Bilderschrift (Piktographie). Die Höhlenmalereien des Magdalénien, von einer Jägerkultur der späten Altsteinzeit stammend, zeichnen sich durch eine auffällig naturgetreue Darstellungsweise aus. Von diesen Zeichnungen können wir jedoch nicht unmittelbar jene zur Gedankenübermittlung dienenden, überaus vereinfachten Abbildungen herleiten, denen wir schon auf den frühesten Denkmälern der Bilderschrift begegnen.

Die Zusammenhänge werden erst klar, wenn wir auf die neuartigen Züge achten, die auf den Felsbildern der Mittelsteinzeit (des Mesolithikums, 9000–5000 v. u. Z.) erkennbar sind: Neben den früher nur meistens mit Rot gemalten, also einfarbigen Bildern tauchen mehrfarbige Darstellungen auf, und sie zeigen Mensch und Tier nicht mehr in Ruhestellung, sondern in Bewegung. Und was für die Schriftgeschichte am wichtigsten ist: Die Höhlenzeichnungen weisen nun in immer stilisierterer Form, auf das Wesentliche beschränkt und mit wenigen Strichen auskommend, auf den dargestellten Ge-

genstand hin. Diese symbolische Darstellung führte zur Entstehung der winzigen Zeichen der Bilderschrift. Die Malerei der Jungsteinzeit (des Neolithikums) vertiefte die Tendenz zur symbolischen Ausdrucksweise, und das läßt sich auch an der Entwicklung der Bilderschrift verfolgen.

Für die Bilderschrift ist vor allem kennzeichnend, daß sie konkrete Gegenstände darstellt, die ein einzelnes Wort oder einen ganzen Satz bedeuten, aber nicht an den Wortschatz einer einzigen Sprache gebunden sind. Jedermann kann die stilisierten Darstellungen der Bilderschrift in seiner eigenen Sprache lesen und interpretieren.

Die Begriffsschrift (Ideographie). Die Zeichen der Bilderschrift stellen konkrete Gegenstände dar, die greifbar oder sichtbar sind. Im Laufe der Entwicklung ergab sich für den Menschen jedoch die Notwendigkeit, die Bilderschriftzeichen über die ursprüngliche Bedeutung hinaus auch in anderen Zusammenhängen zu benutzen. Das Zeichen der Sonne ist bei mehreren Völkern ein von Strahlen umgebener Kreis; aber dieses Bild wurde mit der Zeit nicht mehr nur auf die Sonne bezogen, sondern auf Heißes allgemein, auf Hitze. Zwei nebeneinander gezeichnete Beine bedeuteten nicht nur diese selbst, sondern drückten auch den Begriff des Gehens aus. Wenn die Bilderschrift mit solchen Elementen angereichert ist und der Anteil der symbolischen Bilder an der Gesamtheit der Zeichen wächst, dann sprechen wir von einer Begriffsschrift (Ideographie). Ihre einzelnen Zeichen sind die Ideogramme.

Bilderschrift und Begriffsschrift haben gemeinsam, daß ihre Zeichen nicht eng mit einzelnen Worten einer Sprache zusammenhängen. (Das stark vereinfachte Zeichen für das Haus beispielsweise kann Hütte, Wohnung, Gebäude, Scheune und Palast bedeuten.) Die Deutung der Zeichen der Begriffsschrift setzt also eine gewisse gesellschaftliche Übereinkunft voraus. Die Zeichen selbst besitzen keinen Lautwert.

Wort- und Silbenschrift. Die Wörter unserer Sprache haben ein doppeltes Gesicht. Einerseits hat jedes Wort eine genau umgrenzbare Bedeutung. Andererseits besitzen die gesprochenen Worte eine Lautform (phonetische Form). Die Trennung der Bedeutung von der Lautform spielte bei der Entwicklung der Schrift eine entscheidende Rolle.

Der Mensch längst vergangener Zeiten bewegte sich auf einem engen Raum. In seinem Leben tauchten immer wieder dieselben Begriffe auf, und die Zeichen der Bilderschrift bezogen sich meistens auf ein und dieselben Worte. Allmählich aber verschmolzen infolge des häufigen Gebrauchs einzelne Zeichen mit einzelnen Worten. Dieser Entwicklungsprozeß führte schließlich dazu, daß die Zeichen der Bilderschrift oder der Begriffsschrift sich nach einer gewissen Zeit nicht mehr nur auf den Sinn der Worte bezogen, sondern auch auf das engste mit der Lautform der Worte verschmolzen. Die Zeichen vertraten also eine mehr oder weniger lange Lautreihe, eine Lautgruppe. So entwickelte sich die Wortschrift. Und da die Zeichen nun auch auf die Lautform einzelner Worte hinwiesen, wurde es möglich, längere, aus mehreren Silben bestehende Wörter dadurch niederzuschreiben, daß man einsilbige Wörter nebeneinandersetzte. Damit war die Silbenschrift erreicht, die ein wenig an Bilderrätsel erinnert.

Buchstabenschrift. Die Wörter bestehen aus Lauten. Der Mensch des Altertums war schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung genötigt, die Wörter in ihre Bestandteile, die Laute zu zerlegen. Den Völkern, die sich der Bilder- oder der Begriffsschrift bedienten, bereitete es nämlich immer mehr Schwierigkeiten, neuentdeckte geographische Orte oder neue Herrscherfamilien namentlich niederzuschreiben. Manche Völker lösten dieses Problem, indem sie für die neuen Begriffe besondere Zeichen anwandten. Andere reihten Wortzeichen aneinander, aus deren Lautform man erst beim Lesen des Anfangslautes den gewünschten Namen erhielt. Zweifellos deutet die Verfahrensweise auf entwickeltere analytische Fähigkeiten hin, verlangte sie doch die Auflösung der Wörter in Laute.

Die Verwendung der Wortschriftzeichen zum Schreiben von Anfangslauten bezeichnen wir als *Akrophonie*. Über die Akrophonie gelangte der Mensch zur Buchstabenschrift, die die einzelnen Laute bezeichnet. Diese Schreibweise fixiert jedoch nur die Sprechlaute bzw. die Lautform der Wörter. Es ist ihr gleichgültig, welcher Inhalt in den niedergeschriebenen Wörtern steckt.

Die Bilderschrift der Indianer und das Kohau rongo rongo

Die Schrift der nordamerikanischen Indianer. Im vergangenen Jahrhundert wandte sich das Interesse der Schrifthistoriker den nordamerikanischen Indianern zu: Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß sie in ihren Reservaten noch immer eine Bilderschrift verwendeten.

An der Ostküste und an den großen Seen Nordamerikas lebten die Irokesen, Delawaren, Ojibwas und Sioux. Sie bauten keine Städte wie die Azteken und Mayas. Dieser nomadisierenden Lebensweise entsprechend, hausten sie in schnell aufstellbaren, mit Tierhäuten abgedeckten, kegelförmigen Stangenzelten, immer zum Weiterziehen bereit, wozu sie übrigens durch die aus Europa einwandernden Siedler immer mehr gezwungen wurden.

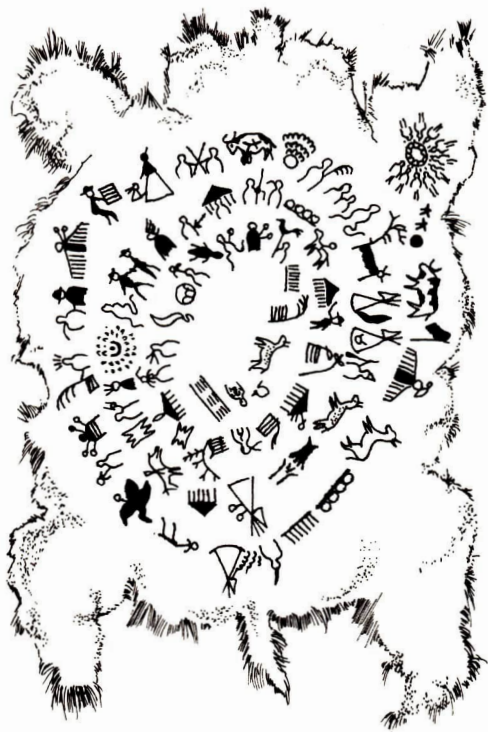
Bei den Stämmen, die das waldreiche Bergland im Osten des Landes bewohnten, entwickelte sich die Bilderschrift. In der südlichen Prärie wurde es dann üblich, mit ihrer Hilfe bestimmte Ereignisse auf Büffelfell zu schreiben.

Die Aufzeichnungen der Delawaren, Ojibwas und Sioux erinnern stark an die vereinfachten Felszeichnungen der Jungsteinzeit: Ein Mensch z. B. wird mit vier, fünf Strichen dargestellt. Trägt er einen Speer, handelt es sich um einen Krieger. Mit Kopfschmuck versehen, ist er ein Häuptling, mit gekrümmtem Rücken und auf einen Stock gestützt, ein alter Mann.

Am bekanntesten sind die auf Büffelfell geschriebenen „Wintererzählungen“, die die wichtigsten Ereignisse des Jahres verewigen. Die Abbildung zeigt eine davon, verfaßt von Dakotaindianern zwischen 1800 und 1870. Der spiralenförmig von innen nach außen geschriebene Bericht sagt uns unter anderem, daß im Jahre 1800 die Krähen-Indianer 30 Dakotas töteten. Im Jahre darauf raffte eine Pockenepidemie zahlreiche Stammesangehörige dahin. 1813 erkrankten viele an Keuchhusten. 1825 schwoll der Missouri stark an, wobei nicht wenige ertranken, und 1869/70 war eine Sonnenfinsternis zu beobachten.

Beeindruckend ist ein Gesuch, das sieben Stämme der Chip-

peway-Indianer gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts an den Kongreß der Vereinigten Staaten richteten: Sie baten um das Fischfangrecht auf vier Seen. Die Stämme sind auf der Abbildung durch ihr Totemtier vertreten, und die Linien, die aller Augen und Herzen verbinden, drückten die Einheitlichkeit des Willens und des Ersuchens aus.



„Wintererzählungen“, auf Büffelfell geschrieben



Gesuch von sieben Indianerstämmen

Das Kohau rongo rongo. Im Jahre 1722 entdeckten holländische Seefahrer in den Weiten des Stillen Ozeans die Osterinsel. Nach ihrer Heimkehr berichteten sie von hohen und schweren Statuen, die sie auf der Insel gesehen hatten. Auf die Schrift der Osterinselnbewohner wurden jedoch erst europäische Missionare aufmerksam, die 150 Jahre später das Eiland betraten. Als erster beschäftigte sich der Bischof von Tahiti, Jaussen, eingehender mit den bildhaften Zeichen, die man auf Holztafeln gefunden hatte. Aber um 1870 gab es keinen Insulaner mehr, der über den Sinn der in die Holztafeln eingekerbten Zeichen hätte Auskunft geben können.

Die beschriebenen Holztafelchen, von den Inselbewohnern „Kohau rongo rongo“ genannt, sind im allgemeinen 80 bis 90 cm lang und 10 cm breit. Die Zeichen stehen dicht nebeneinander, und interessant ist, daß sich an eine von links nach rechts geschriebene Zeile jeweils eine von rechts nach links geschriebene anschließt. In jeder zweiten Zeile stehen die Zeichen auf dem Kopf. Hier haben wir es also mit einer Variante der bustrophedonen (abwechselnd links- und rechtsläufigen, eigentlich „wie ein Ochse beim Pflügen wendenden“) Zeilenfolge zu tun. Zwanzig Holztafeln sind erhalten geblieben, und jede von ihnen weist 280 bis 300 Zeichen auf. Auf den Tafeln wiederholen sich – den Forschern zufolge – rund 700 verschiedene Zeichen.



Viele Gelehrte haben versucht, die Zeichen auf diesen Holztafeln zu entziffern, bis heute ohne endgültiges Ergebnis. 1958 erregte ein Buch von *Thomas Barthel* Aufsehen. Er hatte festgestellt, daß das Rongorongo keine reine Bilderschrift ist, sondern auch Elemente der Begriffs- und sogar der Wortschrift enthält. Manche Ozeanien-Experten nahmen diese Feststellungen jedoch mit starken Zweifeln auf. Neuerdings entdeckten sie sowjetischen Forscher *Knorozow* und *Butinow* – sie gingen von der regelmäßigen Wiederholung bestimmter Zeichengruppen aus – auf diesen berühmten gewordenen „Nachrichtenhölzern“ genealogische Tabellen.

Bilderschriftzeichen
von der Osterinsel

Die mesopotamische Keilschrift

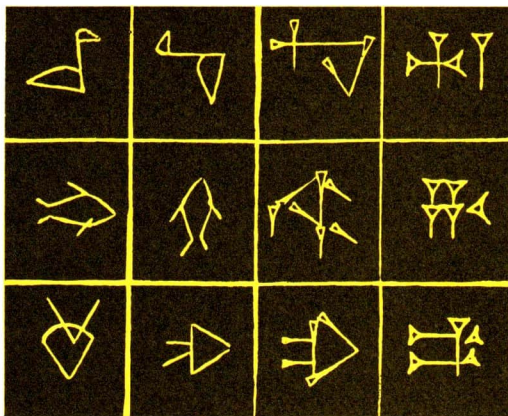
Zwischen Tigris und Euphrat. Viele Völker lebten im Laufe der Zeiten in dem glühendheißen, tonigen Zwischenstromland. Die ersten Staaten wurden dort zwischen 3100 v. u. Z. und 2000 v. u. Z. von den Sumerern und Akkadern gegründet. Nach dem Untergang der Sumerer und der Schwächung der Akkader gewannen die semitischen Amoriter die Oberhand, und ihr großer König Hammurapi (etwa 1792–1750 v. u. Z.) gründete im 2. Jahrtausend v. u. Z. den stärksten und angesehensten Staat Mesopotamiens: Babylonien. Damit stabilisierten die Amoriter ihre Macht im Zwischenstromland auf Jahr-

hunderte, wenn auch vom Norden mitannische Pferdezüchter und aus dem Osten Kassiten eindrangten. Eine Wende trat erst ein, als die Assyrer mit ihrem gut ausgerüsteten Heer die Nachbarvölker ihrem Reich einverleibten. Dieses Reich ging Ende des 7. Jahrhunderts v. u. Z. in Kämpfen gegen die Meder zugrunde, die auch die Hauptstadt Ninive vernichteten. Keine hundert Jahre danach zogen die Perser als siegreiche Eroberer in Mesopotamien ein.

Der geistige Nachlaß aller dieser Völker und ihrer Nachbarn in der Gegend des Zwischenstromlandes (Elamiten, Hethiter, Hurriter, Mitannier, Altperser und Ugariten) ist uns in Keilschriftdenkmälern überliefert. In diesem Kapitel behandeln wir nur die Schrift der Völker, die im einstigen Mesopotamien lebten; auf die Schrift zweier Nachbarvölker, der Hethiter und der Ugariten, kommen wir später zurück.

Die Schrift der Sumerer. Glaubwürdigen Denkmälern zufolge war den Völkern, die in Mesopotamien lebten, die Schrift schon in den letzten Jahrhunderten des 4. Jahrtausends v. u. Z. bekannt. Ihre Erfindung wird mit den Sumerern in Zusammenhang gebracht. Die Zeichen stellten anfangs in stark vereinfachter, stilisierter Form konkrete Gegenstände dar. Vogel wurde beispielsweise so geschrieben: , Wasser so: . Die verschiedenen Zeichen verwendete man allerdings auch in anderem Sinn. Die Zeichen für Auge und Wasser nebeneinander drückten z. B. das Weinen aus.

Im Laufe der Entwicklung verbanden sich jedoch die kleinen Bilder der sumerischen Begriffsschrift immer mehr mit der Lautform einzelner Worte. Und da in der sumerischen Sprache einsilbige Wortstämme häufig waren, benutzte man ein und dasselbe Zeichen einmal zur Wiedergabe einer begrifflichen Bedeutung, ein anderes Mal zum Niederschreiben der Laute einer Silbe. Als Beispiel führen wir das Keilschriftzeichen für das sumerische Wort *schu* (deutsch: Hand) an: . Es wurde in mehrsilbigen Worten – unabhängig von seiner ursprünglichen Bedeutung – auch zur Bezeichnung der Silbe *schu* verwendet. Die Begriffsschrift der Sumerer wandelte sich also allmählich in eine Wortschrift und weiter in eine gemischte Wort- und Silbenschrift, die viele Determinativa (bedeutungserläuternde Zeichen) enthielt. (Die Determinativa weisen auf die Begriffssphäre hin.)



Die Herausbildung der Keilschriftzeichen

Die Akkader übernahmen die Keilschrift von ihren sumerischen Nachbarn, doch unterschied sich die akkadische Sprache grundlegend von der sumerischen; deshalb mußten sie die Schrift auf ihre eigene Sprache anwenden. Später fand die Keilschrift dank der Macht und dem Einfluß Babylons unter allen Völkern Vorderasiens Verbreitung. Als aber die Macht von den Assyriern auf die Perser überging, benutzten die Völker am Mittelmeer bereits die phönikische oder die aramäische Buchstabenschrift, und die Perser schufen sich aus den Keilschriftzeichen ein eigenes Alphabet: Sie behielten also nur einige Dutzend der vielen hundert Zeichen, und mit diesen stellten sie nicht Begriffe, sondern Sprechlaute dar.

Tontafeln, Siegel und Stelen. Wie andere Völker waren auch die Sumerer bestrebt, ihre Schriftzeichen in feste, dauerhafte Materialien zu ritzen. Doch Mesopotamien war arm an Stein, Holz und Metall; nur Ton war reichlich vorhanden, und so brannten die Sumerer nicht nur die zum Hausbau benötigten Ziegel aus diesem Material, sondern auch Möbel und Fässer

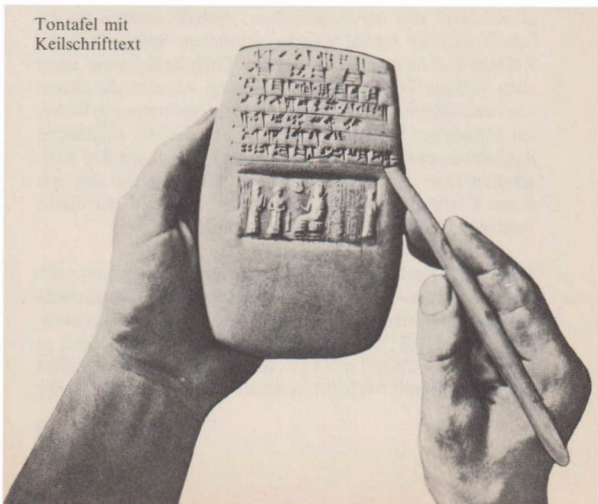
und sogar die kleinen Tafeln, die zum Schreiben gebraucht wurden.

Die Tontafeln waren nicht groß, sie maßen überwiegend 6 bis 8 cm in der Breite und 10 bis 14 cm in der Länge. Wer das Schreiben erlernt hatte, benutzte dazu einen an beiden Seiten schräg abgeschnittenen, dreieckig zugespitzten Bambus- oder Holzstab. Mit diesem Schreibgerät ritzte man senkrechte, waagerechte und schräge Zeichen in den nassen Ton. Wegen der Form des Stäbchens entstand dabei zuerst eine kleine, keilförmige Vertiefung und – davon ausgehend – ein dünner Strich.

Anfangs schrieb man die Zeichen senkrecht untereinander und die Zeichen von rechts nach links. Dabei geschah es oft, daß der Schreiber mit seiner Hand die bereits geschriebenen Zeichen verwischte. Deshalb – oder vielleicht auch aus anderen Gründen, die wir nicht kennen – wurden die Tafeln im Winkel von 90 Grad nach links gedreht. Damit veränderte sich die Schriftrichtung: Sie verlief nun nicht mehr von oben nach unten, sondern von links nach rechts. Von da an wurden die Zeichen gleichfalls im Winkel von 90 Grad nach links geneigt geschrieben, und infolgedessen verloren sie völlig ihre Bildhaftigkeit.

Meistens ließ man die Tontafeln an der Sonne trocknen,

Tontafel mit
Keilschrifttext



bevor sie dem Empfänger zugeschickt wurden. Tafeln, die zur Aufbewahrung vorgesehen waren, wurden gebrannt. Für längere, zusammenhängende Texte waren mehrere Tafeln erforderlich, die man numerierte oder mit Knochenringen verband. (Besonders wertvolle Keilschriftdenkmäler sind die Tontafeln, auf denen das Gilgamesch-Epos aufgezeichnet ist.)

Auch Siegelabdrücke und Stelen enthielten Keilschrifttexte. Siegelwalzen von 3 bis 4 cm Länge waren zwischen Mesopotamien und Ägypten bei sehr vielen Völkern in Gebrauch. Man stellte sie aus Marmor, Elfenbein oder Halbedelsteinen her, indem man in den zylinderförmigen, abgeschliffenen Stein das Negativ des Musters einkratzte. Zum Siegeln wurde – z. B. zur Beglaubigung von Verträgen – die kleine Walze über die feuchte Tontafel gerollt, so daß ein Abdruck in Form eines kleinen Reliefs entstand.

Stelen sind recht große, oft mit Reliefs geschmückte und mit Inschriften versehene Gedenksteine. Meistens dienten sie als Grabsteine; aber man kennt auch Stelen, die an historische Ereignisse erinnern. Das wohl bedeutsamste mesopotamische Steindenkmal ist das „Gesetzesbuch“ des babylonischen Herrschers *Hammurapi*. Dabei handelt es sich um eine 2,25 m hohe Dioritsäule, in die die wichtigsten Gesetzestexte eingemeißelt sind. Am oberen Ende der Säule ist Hammurapi abgebildet. Die Stele stand ursprünglich im Marduk-Tempel von Babylon. Sie wurde von dort jedoch – vermutlich als Kriegsbeute – verschleppt und erst im Winter 1901/02 von französischen Archäologen bei Grabungen in Susa (Iran) wiedergefunden.

Grotefend und Rawlinson. Durch einen italienischen Reisenden hatte die europäische Wissenschaft bereits von den östlichen Keilschriftdenkmälern erfahren, als der dänische Forscher *Carsten Niebuhr* um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach der Rückkehr von einer Persienreise die Inschriften veröffentlichte, die er an erhalten gebliebenen Statuensockeln in Persepolis entdeckt hatte. Jahrelang wußte man mit diesen Inschriften nichts anzufangen. Erst 1802 gelang es einem jungen deutschen Gymnasiallehrer namens *Georg Friedrich Grotefend* (1775–1853), das Rätsel zu lösen.

Als sich Grotefend an die Arbeit machte, war immerhin bereits geklärt, daß die Inschriften in drei Sprachen über die

abgebildeten Personen berichteten. Die eine Inschrift war mit Wortzeichen, die zweite in Silbenschrift und nur die dritte mit den Buchstaben eines Alphabets eingraviert. Grotefend wußte als Lehrer für Griechisch und Latein gut Bescheid über alles, was die antike Geschichtsschreibung über die Vergangenheit des Vorderen Orients aufgezeichnet hatte, und als er sich in die Texte vertiefte, fiel ihm auf, daß eine Zeichengruppe besonders oft vorkam. Da erinnerte er sich plötzlich an eine ehrfurchtsvolle Wendung, die in bezug auf orientalische Despoten häufig verwendet worden war, und bald schon war der erste zusammenhängende Text entziffert:

*Xerxes, der große König, König der Könige,
Sohn des Königs Dareios, der Achämenide*

Grotefend entzifferte 13 Zeichen der altpersischen Keilschrift richtig, seine sonstigen Feststellungen mußten später jedoch revidiert werden. Die vollständige Entzifferung der Keilschrift ließ noch mehrere Jahrzehnte auf sich warten.

Einen durchschlagenden Erfolg erzielte erst *Henry Creswicke Rawlinson* (1810–1895). Er begann als Ausbildungsoffizier bei der persischen Armee Keilschrifttexte zu sammeln und entdeckte eines Tages an einer Felswand in Behistun (Westiran) eine umfangreiche Inschrift. In mühseliger Kleinarbeit – er ließ sich an einem Seil von der Spitze des Felsens herab – schrieb er die in 67 m Höhe eingemeißelten Keilschriftzeichen auf, und danach begann die langwierige Entzifferung. Der Text war – wie der von Persepolis – dreisprachig: babylonisch, elamitisch und altpersisch. Aus der Übersetzung der altpersischen Variante ging hervor, daß die Inschrift von *Dareios I.* (gest. 485 v. u. Z.) stammt und daran erinnert, daß er zur Zeit seiner Thronbesteigung im Jahre 521 v. u. Z. innerhalb eines Jahres neunzehn siegreiche Schlachten gegen Aufrührer führte. Ein Teil der zweieinhalb Jahrtausende alten Botschaft des Herrschers lautet folgendermaßen:

... Der du in künftigen Tagen diese Inschrift lesen wirst, die ich in den Felsen ritzen ließ, und diese Menschenbilder (siehst) – lösche sie nicht und zerstöre nichts von ihnen! Sorge dafür, daß sie unbeschädigt erhalten bleiben, solange deine Nachkommen leben!



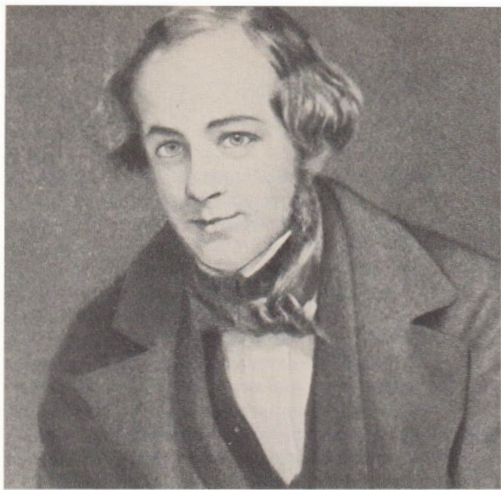
D A R H E U S

Die Bemühungen zur Entzifferung der altpersischen Keilschrift waren also von Erfolg gekrönt, aber noch stand Rawlinson vor der komplizierten Aufgabe, die älteren Wortzeichen der Keilschriftdenkmäler zu enträtseln. Unter Beachtung der Ergebnisse, zu denen die beiden Forscher *Hincks* und *Oppert* gekommen waren, machte er sich an die Arbeit. Zur sumerischen Sprache führten ihn die sumerisch-akkadischen Wörterbücher, die man bei Grabungen in Ninive entdeckt hatte. Bei der Dechiffrierung ging er so vor, daß er von der altpersischen Schrift zur sumerischen, von der späteren Variante zur ursprünglichen gelangte. Damit schufen Rawlinson, Hincks und Oppert für die Historiker die Voraussetzungen, die Geschichte des Vorderen Orient anhand von Originalquellen studieren zu können.

Und dann begannen die Grabungen . . . 1845 fing der Engländer *Austen Henry Layard* an, die Ruinen von Ninive auszugraben. Diese Stadt stand am linken Ufer des Tigris, und ihre Überreste liegen unter dem Hügel Kujundschik gegenüber dem heutigen Mossul. Gleich zu Beginn der Grabungen stieß er auf wertvolle Funde. Layard kehrte aber bald nach London zurück. Seine Arbeit wurde von seinem persischen Mitarbeiter *Hormuzd Rassam* (1826–1910) fortgeführt.

Rassam suchte den Palast des Assurbanipal (668–626 v. u. Z.). Im Dezember 1853 stießen seine Mitarbeiter auf einen langen, schmalen Saal, und als sich das Mauerwerk allmählich aus dem Erdreich herausschälte, zeichneten sich die Umrisse eines wunderschönen Alabasterreliefs ab, das eine Löwenjagd darstellte. Die Arbeiter waren von diesem Anblick geradezu hingerissen, und Rassam stand wie geblendet vor dem Meisterwerk der assyrischen Kunst. Doch die Überraschungen waren noch nicht zu Ende: In der Mitte des Saales fand man Tontafeln, Tausende von Tafeln – die Bibliothek Assurbanipals. Der „Löwensaal“ war also der Bibliothekssaal des Palastes.

Später fanden zahlreiche Grabungen in Mesopotamien



Henry Creswicke Rawlinson

statt: in Babylon, in Lagas, in Nippur. Überall wurden Tausende, ja Zehntausende von Tontafeln gefunden, aber Ninive war die erste Ausgrabungsstätte, an der man eine komplette Bibliothek entdeckte: über 20 000 Tontafeln.

Ein Jahrhundert lang wurde im Vorderen Orient gegraben, und gegenwärtig verfügen die Museen der Welt – die Ergebnisse der jüngsten Ausgrabungen in Persepolis sowie der Grabungen sowjetischer Altertumsforscher in Urartu einbegriffen – über rund 400 000 Tontafeln. Diese Unmenge von Tafeln hat uns mit dem Leben und der Kultur der Völker, die dort vor mehreren tausend Jahren lebten, gut vertraut gemacht. Wir kennen ihre Literatur und ihre Rechtsgrundsätze, wir wissen um ihre Handelsgewohnheiten und haben klare Vorstellungen von ihren mathematischen, geometrischen und astronomischen Kenntnissen; und natürlich kennen wir auch die Geschichte der blutigen Feldzüge ihrer Könige, bei denen Tausende ihr Leben lassen mußten.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift

Der Staat im Niltal. Die Sahara, die größte Wüste der Erde, wird nur von einem einzigen grünen Streifen durchbrochen, dem Tal des Nils. Das jährlich gegen Ende des Sommers sich wiederholende Hochwasser dieses Stromes machte und macht die schier endlose Taloase an beiden Ufern fruchtbar. Wie treffend ist doch der Spruch der Alten, Ägypten sei ein Geschenk des Nils!

Als die Ägypter zum Ackerbau übergingen, machte die Schaffung und Unterhaltung der Bewässerungssysteme die unablässige Arbeit von Tausenden Menschen erforderlich. Die Produktivität der menschlichen Arbeit wuchs beträchtlich, und es bildeten sich deutlich Klassen heraus. Um das Jahr 3000 v. u. Z. erstarkte die Zentralmacht, es entfaltete sich ein straffer Staatsapparat mit einem Pharaon an der Spitze, dem man göttliche Eigenschaften zuschrieb.

Kunst und Schrift zur Zeit der Pharaonen. Die ägyptische Kunst bildete sich zu Beginn des 3. Jahrtausends v. u. Z. heraus und bewahrte ihren charakteristischen Stil bis zur Ausbreitung des Christentums. Die ägyptischen Bild- und Reliefdarstellungen zeigen das menschliche Gesicht stets im Profil, Auge, Schultern und Brust in Vorderansicht und die Beine wiederum in Seitenansicht. Die Künstler gaben nicht die räumliche Tiefe wieder, offenbar von der Auffassung ausgehend, daß eine entfernt stehende Gestalt in Wirklichkeit ebenso groß ist wie in der Nähe. Eine perspektivische Darstellung kannten sie nicht, die Perspektive wurde dadurch verdeutlicht, daß sie die dargestellten Figuren und Gegenstände in der Ebene übereinandersetzen.

Die starre Hierarchie der ägyptischen Gesellschaft widerspiegelt sich in den strengen Vorschriften, die für die Kunst galten, und wir erkennen Stil und Geist dieser Kunst auch in den spezifischen Schriftformen. Die monumentale Schreibweise der alten Ägypter, die sogenannte Hieroglyphenschrift, ist ihrer Form nach eine Bilderschrift. Ihre Bilder und Zeichen stellen uns, wenn wir sie mit denen anderer Völker vergleichen, die Gegenstände und Lebewesen am naturgetreuesten dar. Was sie aussagen, reicht jedoch weit über die Bilderschrift hinaus

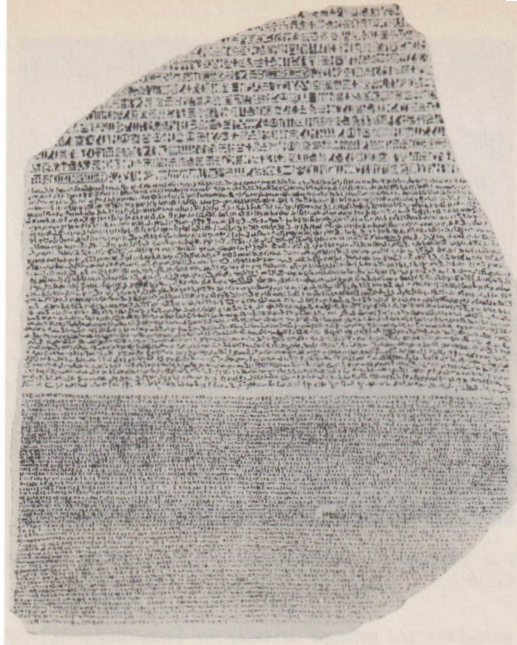
und war von Anfang an in ein überaus kompliziertes System eingebettet. Das Auftauchen der Schrift fällt ungefähr mit der Vereinigung Ober- und Unterägyptens um 2900 v. u. Z. zusammen; die aus dieser Zeit stammenden, ältesten Schriftdenkmäler zeigen uns bereits ein vollentwickeltes Schriftsystem, das aus rund 600 Zeichen bestand.

In Stein geritzt und auf Papyrus geschrieben, ist uns eine ansehnliche Menge von Schriftdenkmälern überliefert. Allerdings blieben sie fast anderthalb Jahrtausende hindurch unverständlich.

Der Rosette-Stein. Es geschah im Sommer 1799, zur Zeit des ägyptischen Feldzugs Napoleons, daß französische Soldaten bei Erdarbeiten in der Nähe von Rosette (heute Rashid) im westlichen Nildelta eine fast anderthalb Meter hohe Basaltplatte entdeckt. Die Platte zeigte einen Text in verschiedenen Schriften, in griechischer sowie zwei unbekannten, und erregte großes Aufsehen. Die Wissenschaftler waren zuversichtlich, mit dieser mehrsprachigen Inschrift endlich den Schlüssel zur Entzifferung der ägyptischen Schrift gefunden zu haben und die seit Jahrtausenden stummen Hieroglyphen zum Reden bringen zu können. Binnen kurzer Zeit wurde der Rosette-Stein so berühmt, daß die Engländer nach der Niederlage Napoleons für den Waffenstillstand unter anderem zur Bedingung machten, daß man ihnen die Basaltplatte überließe. Die Franzosen weigerten sich: Der Stein gehöre dem Offizier, der ihn entdeckt habe. Sofort unterbreiteten die Briten ein Kaufangebot, und so gelangte die Platte in das British Museum.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts wurde eine Kopie des Rosette-Steins hergestellt. Nun konnten mehrere Wissenschaftler versuchen, die unlesbaren Zeichen über dem griechischen Text zu entziffern. Doch zwanzig Jahre lang hatte keiner Erfolg. Erst *Jean François Champollion* (1790–1832) vermochte das Geheimnis der Inschrift aufzudecken.

Champollion entziffert die Hieroglyphenschrift. Jean François Champollion studierte an der Universität zu Grenoble Geschichte und orientalische Sprachen, darunter auch die Sprache der ägyptischen Christen, das Koptische. Schon mit 18 Jahren beendete er das Studium und wurde sofort als Dozent angestellt. Nach 1815 wurde Champollion wegen seiner repu-



Der Stein von Rosette

blikanischen Sympathien von der Universität vertrieben. Er fand in Paris Zuflucht und widmete sich dort trotz großer Entbehrungen nur seinen Studien. Nach mehrjähriger Arbeit veröffentlichte er in einem Brief an den Präsidenten der Archäologischen Akademie von Grenoble seine Erfolge bei der Entzifferung der Hieroglyphen. Dieser „Brief an Herrn Dacier“ (*Lettre à M. Dacier...*) erweckte in wissenschaftlichen Kreisen enormes Aufsehen.

Für Champollion boten sich dabei zwei Ausgangspunkte an. Der eine war die statistische Methode, wie sie in der Dechiffrierung noch heute üblich ist. Er untersuchte die Häufigkeit des Vorkommens der verschiedenen Zeichen auf dem Ro-



Jean François Champollion (nach einem Gemälde von Léon Coignet)

sette-Stein und gelangte dabei zu der Feststellung, daß der griechische Text aus 468 Worten und die darüber befindliche Hieroglyphenschrift aus 1 419 Zeichen besteht. Daraus schloß er, daß es nicht möglich wäre, mechanisch nach den Hieroglyphenpendants (Entsprechungen) der griechischen Wort zu forschen. Den anderen Ausgangspunkt bot ihm die Hypothese des englischen Arztes *Thomas Young*, daß die Einrahmung bestimmter Zeichengruppen dem Zweck diene, Herrschernamen hervorzuheben. (Champollion nannte diese ovalen Namensringe „cartouche“.) Und tatsächlich findet sich auch im griechischen Text der Basaltplatte ein oval eingerahmter Name: *Ptolemaios*.

Eine große Hilfe bedeutete ihm ein 1815 auf Philae entdeckter Obelisk, in dessen zweisprachiger (ägyptischer und griechischer) Inschrift der Name der Königin *Kleopatra* vorkam. Und schließlich fiel Champollion eine im Osiris-Tempel von



Namensring der Kleopatra



Bezeichnung des weiblichen Geschlechts 

Abydos gefundene Namenliste der Pharaonen in die Hände. Er erkannte die Sonnenscheibe, die den Namen des ägyptischen Sonnengottes *Ra* bezeichnete, und das ihm bereits bekannte Zeichen *mes*. So gelang es ihm, den Namen des großen Pharaos *Ramses* zu entziffern:    = *Ra* gebor ihn. In einer zweiten Kartusche entdeckte er den Namen eines anderen Herrschers, *Thutmosis*, mit der schon bekannten „Mischmethode“ geschrieben.

Da wurde ihm die komplizierte Struktur der ägyptischen Schrift klar. Sie war eine Wortschrift, aber manche ihrer Zeichen dienten auch zur Wiedergabe von Silben, richtiger gesagt, von Konsonantengruppen oder sogar einzelnen Lauten. Nehmen wir als Beispiel das Zeichen des Mundes: . Wahrscheinlich wurde es (entsprechend dem Koptischen) als *ro* gesprochen. Sollte jedoch nur der Laut *r* wiedergegeben werden, ließ man einfach die Wortbedeutung unberücksichtigt und schrieb das Zeichen für Mund. Die ägyptische Schrift ist also nicht nur eine Wort-, sondern auch eine Konsonantenschrift. (Die Ägypter haben, wie die orientalischen Völker im allgemeinen, die Vokale nicht gekennzeichnet.) Doch die Verwendung der Zeichen zur Verdeutlichung sowohl von Worten als auch von Lauten hätte zu Mißverständnissen führen können; deshalb benutzte man bedeutungserläuternde Zeichen (Determinativa), die auf den Sinn hinwiesen. Die Schrift der

alten Ägypter verwendete also abwechselnd Wortzeichen, Zeichen für Konsonantengruppen, selbständige Konsonanten und Determinativa ohne Lautwert.

Einschließlich der Varianten verfügte sie über etwa 1 000 Zeichen, von denen jedoch nur 400 bis 500 ständig benutzt wurden; 24 Zeichen drückten nicht nur verschiedene Begriffe aus, sondern auch jeweils einen Konsonanten. Als zur Zeit der Griechen und Römer fremde Namen geschrieben werden mußten, wendete man die Zeichen der sogenannten schwachen und Halbkonsonanten auch für Vokale an. So gab z. B. das Bild des Schilfblattes, das ursprünglich als j gelesen wurde, den Vokal i oder e wieder, während das Bild des Adlers, das man für schwache Kehllaute einsetzte, zur Wiedergabe des Vokals a diente.

Die hieratische und die demotische Schrift. Die Hieroglyphenschrift war die monumentale Schmuckschrift der Ägypter. Hieroglyphen sehen wir nur auf Denkmälern, in Stein- oder Holzinschriften; auf Papyrus begegnen wir ihnen höchstens in Totenbüchern, die in Pharaonengräbern gefunden wurden. Im Alltag bediente man sich bei der Korrespondenz, bei wirtschaftlichen Aufzeichnungen oder bei der Niederschrift literarischer Texte einer Kursivschrift, die später von den Wissenschaftlern als hieratische Schrift (priesterliche Schrift) bezeichnet wurde. Sie ist eine vereinfachte, der Handschrift angepaßte Form der Hieroglyphenschrift. Die Hieroglyphen wurden mit Hammer und Meißel „geschrieben“, die hieratischen Zeichen mit der Binse und seit dem 3. Jh. u. Z. mit dem Rohrgriffel. Natürlich wurde die Form der Zeichen von der Schreibfläche und dem Schreibgerät stark beeinflußt. Die hieratischen Zeichen sind viel einfacher und haben ihre Bildhaftigkeit zumeist verloren, aber sie weisen, mehr oder weniger erkennbar, immer noch auf die ursprünglichen Objekte hin.

Neben der jahrtausendlang gebräuchlichen hieratischen Schrift tauchte im 7. Jh. v. u. Z. eine neue Schrift in Ägypten auf: die demotische (volkstümliche) Schrift. Sie ging aus der hieratischen Schrift hervor, ist kursiv und stark vereinfacht. Zusammenziehungen und Abkürzungen sind sehr zahlreich.

Hieroglyphenschrift in der Grabkammer der Königin Nefertari



Kurz nach Beginn unserer Zeitrechnung übernahmen die Kopten – Ägypter, die sich dem christlichen Glauben angeschlossen hatten – das griechische Alphabet und schrieben die damals gesprochene Sprache mit griechischen Buchstaben und einige im Griechischen nicht bekannte Laute mit deren demotischem Zeichen. Aus der Schrift dieses spätesten Zweiges der ägyptischen Sprache, des Koptischen, können die Sprachwissenschaftler Rückschlüsse auf den Klang des klassischen Ägyptischen ziehen, da sie auch die Vokale bezeichnete.

Die Schriftzeichen wurden anfangs von oben nach unten und die schmalen Spalten von rechts nach links geschrieben. Um 2000 v. u. Z. änderte sich die Schriftrichtung: Von da an schrieb man in waagerechten Reihen und von rechts nach links. Nur in Ausnahmefällen begegnen wir Kunstwerken – hauptsächlich Reliefs –, auf denen die Hieroglyphen des Beigleittextes auf der einen Seite von rechts nach links und auf der anderen von links nach rechts verlaufen. (Nach welcher Richtung die Schrift verläuft, ist einfach zu erkennen: Bei Zeichen, die Menschen oder Tiere abbilden, schauen die Köpfe stets gegen die Schriftrichtung.)

Die Papyrusrolle. Die Ägypter ritzen ihre Schrift anfangs nur in Stein, Holz oder Elfenbein. Sollten Tempelfassaden, Säulen oder Obeliken beschriftet werden, wurden die Hieroglyphen in Stein gemeißelt. Holztafeln und Elfenbein verwendete man nur noch ausnahmsweise, nachdem man bemerkt hatte, daß sich aus Papyrus, einem hohen Doldengewächs, das in praktisch unbegrenzter Menge zur Verfügung stand, ein besonders geeigneter Beschreibstoff gewinnen ließ. An beiden Nilufern und in den Überflutungsniederungen wächst diese Pflanze, die 3 bis 4 Meter hoch wird. Die Stengel wurden abgeschnitten und geschält, aus dem Innern schnitt man 20 bis 40 cm lange, dünne Streifen. Diese Papyrusstreifen wurden auf Brettern dicht nebeneinander gelegt, glattgeklopft und dann quer mit einer zweiten Schicht überdeckt. Mit einem Holzhammer klopfte man beide Schichten aufeinander, wobei man Wasser darauf spritzte. Nach dem Trocknen wurden die fertigen Bogen mit einem Achatstein oder einer Muschelschale geglättet und die Ränder geradegesnitten.

Die Papyrusbogen eigneten sich besonders gut zum Briefeschreiben; um Bücher herzustellen, klebte man 15 bis 20 Bogen

Hieroglyphenschrift			Hieratische Schrift		Demotische Schrift
in Stein		auf Papyrus			
2900—2800 v. u. Z.	2000—1800 v. u. Z.	1500 v. u. Z.	1900 v. u. Z.	200 v. u. Z.	400—100 v. u. Z.
					
					
					
					
					
					

Die drei Varianten der altägyptischen Schrift (Grapowsche Tafel)

zusammen und rollte sie auf. In Ägypten wurden gewaltige Mengen Papyrus gewonnen und weiterverarbeitet ins Ausland verkauft; lediglich die Römer erwarben ihn als Rohmaterial.

Wie wir auf alten ägyptischen Bildern und Statuen sehen (s. Titelbild), arbeiteten die Schreiber mit gekreuzten Beinen, auf dem Boden sitzend, den Papyrusbogen auf einem Schreibbrett vor sich. Unentbehrlich war für jeden Schreiber die Palette, die in zwei kleinen Vertiefungen rote und schwarze Farbe



Papyrusernte. (Um 1500 v. u. Z. entstandene Zeichnung)

enthielt. Wichtige Textpassagen wurden mit Vorliebe dadurch hervorgehoben, daß man sie mit roter Farbe schrieb.

Die ersten Papyrusfunde tauchten vor reichlich 200 Jahren auf, um 1750, als Archäologen zu Ausgrabungen in Herculanum weilten. Dort stießen sie auf mehrere hundert, zum meist verkohlte Papyrusrollen.

Diese Rollen lenkten die Aufmerksamkeit auf den beschriebenen Papyrus, aber wirklich erregend wurden die Forschungen erst nach Champollions Erfolgen. Seither fand man Tausende Rollen in Tempelarchiven, in Pharaonengräbern, an Stadt- und Oasenrändern und im Wüstensand.

Das Pergament. Um die Mitte des 2. Jh. v. u. Z. gesellte sich zum Papyrus ein neues Schriftmaterial: das Pergament.

Eumenes II. (197–159 v. u. Z.), Herrscher von Pergamon, gründete in seiner Residenzstadt eine Bibliothek und begann im Büchersammeln mit Alexandria zu wetteifern, wo sich die größte Bibliothek des Altertums befand, das Museion. Zu jener Zeit wickelte sich ein Großteil des Handels der griechischen Städte und des Vorderen Orients über Pergamon ab, die Stadt wurde rasch reich, und der König begann mit ungewöhnlichem Eifer, Manuskripte zu sammeln. Tauchte irgendwo ein wertvolles Buch auf, so bot er stets einen höheren Preis als die Bibliothek von Alexandria. Außerdem lockte er alexandrische Gelehrte nach Pergamon. Um dem endlosen Ärger und der schädlichen Konkurrenz ein Ende zu bereiten, beschlossen die ägyptischen Herrscher, den Papyrusexport zu untersagen.

Als die Papyruslieferungen aus Ägypten ausblieben, mußten sich die Pergamoner anderweitig behelfen: Sie schrieben auf entsprechend präparierte Tierhäute. Die Zubereitung der Häute wurde jedoch nicht von ihnen erfunden, sie war schon früher

bekannt; aber in Pergamon verwendete man erstmals größere Mengen des Pergaments als Schreibmaterial.

Es wurde vorwiegend aus Schaf- und Ziegenhäuten hergestellt. Man legte die abgezogenen Häute tagelang in Kalkwasser, kratzte das weich gewordene Haar ab, ließ die Häute ausgespannt trocknen, rieb sie mit Kreide ein, schabte sie mit Muschelschalen dünn und glatt und begradigte schließlich die Ränder. So entstand eine dünne, gelbliche Haut, die auf der Haar- und Fleischseite meistens gut voneinander zu unterscheiden waren. Die Pergamentbogen wurden ebenso zusammengerollt wie die Papyrusbogen. Benötigte man eine größere Rolle, dann nähte man die Bogen zusammen. Wegen ihres größeren Gewichtes war die Verwendung langer Rollen jedoch unbequem.

Die zwei Schriften der Hethiter

Brücke zwischen Asien und Südosteuropa. Vier Meere begrenzen an drei Seiten Kleinasien, diese weit nach Westen reichende Halbinsel, die die Völker schon im Altertum als natürliche Brücke zwischen Asien und Südosteuropa ansahen. Die Wege auf der Halbinsel waren nicht nur von Händlerkarawanen, sondern auch von durchziehenden Heeren ausgetreten. Deshalb vielleicht gelang es den dort siedelnden Völkern nicht, ein Reich zu gründen, das Bestand gehabt hätte. Dabei mag auch eine Rolle gespielt haben, daß die wirtschaftlichen Gegebenheiten nicht sonderlich gut waren.

Allein die Hethiter brachten es im Altertum fertig, in Kleinasien über einen längeren Zeitraum die Macht auszuüben. Das Reich der Hethiter entwickelte sich im 17. Jh. v. u. Z. und spielte um die Mitte des 16. Jh. v. u. Z. in der Geschichte Vorderasiens etwa die gleiche Rolle wie Babylon und Ägypten. Die hethitische Armee war wegen ihrer mit zweirädrigen Kampfwagen ausgerüsteten Reiterei gefürchtet. Zur Zeit *Murschilis I.* (1620–1590 v. u. Z.) brach sie in das babylonische Reich ein und verwüstete es, und 1296 v. u. Z. fügte sie in der Schlacht bei Kadesch auch dem Heer des Pharaos *Ramses II.* eine schwere Niederlage zu. Der Verfall des Hethiterreiches setzte im 12. Jh. v. u. Z. ein, als es sich gegen das im Aufstieg

Hethitische Keilschriftzeichen

							
a	e	i	u	ba	be	bi	bu
							
ma	me	mi	mu	as	es	is	us

begriffene Assyrierreich behaupten mußte. Wiederholte assyrische Angriffe zermürbten die militärische Stärke der Hethiter, und zudem wurde ihr Reich gerade von den Wellen einer neuen Völkerwanderung überflutet. Den Geschichtsquellen zufolge strömten vom Westen her „Seevölker“ in das Land, die die hethitischen Städte plünderten.

Die Entdeckung eines Volkes. In den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stieß der französische Reisende *Charles F. Texier* in der Nähe des kleinen anatolischen Dorfes Boğazköi auf sonderbare Ruinen. Auch danach zeigte sich immer wieder Interesse für diese Stätte, aber umfangreichere Grabungen begannen erst um die Jahrhundertwende.

1906 schloß der deutsche Archäologe *Hugo Winckler* in unmittelbarer Nähe von Bogazköi (Boghazköj) eine riesige Ruinenstadt auf. Wie sich zeigte, handelte es sich um die Überreste der einstigen hethitischen Hauptstadt Chattuscha. Dort fand Winckler auch das aus mehr als 10 000 Keilschrifttafeln bestehende Staatsarchiv der hethitischen Könige. Es war ein großartiges Erlebnis für ihn, als er die 3000 Jahre alten Tontafeln zu studieren begann und erkannte, daß sie größtenteils in akkadischer Sprache und in Keilschrift geschrieben waren.

Aber die Ruinen von Chattuscha gaben nicht nur in akkadischer Sprache verfaßte Urkunden und Briefe frei, sondern auch Inschriften, vermutlich hethitische, die der Wissenschaft bislang unbekannt gewesen waren. Ein Teil von ihnen war in Keilschrift, der andere Teil in Hieroglyphen geschrieben. Nach Wincklers Tod setzte 1914 der tschechische Philologe *Bedřich Hrozný* die Untersuchungen fort, und schon bald war seine Tätigkeit von Erfolg gekrönt. Im Dezember 1915 veröffentlichte er die Entzifferung der Inschriften.

Der Satz, der in Hroznýs Forschungen einen Wendepunkt darstellte, lautete folgendermaßen: „nu ninda-an ezzätēni, wādar-ma ekutteni . . .“ Da Hrozný die Ergebnisse der Keilschriftentzifferung gut kannte, wußte er von der sumerischen Schrift



Hethitische Hieroglyphen auf einer Inschrifttafel des Königs Araras

her, daß das eine Zeichen als „ninda“ zu lesen war und Brot bedeutete. Das Wort „ezzāteni“ zeigte eine Verwandtschaft mit dem Verb „essen“ der indoeuropäischen Sprachen: essen heißt im Griechischen edein, im Lateinischen edere und im Althochdeutschen ezzan! So ergibt sich folgende Übersetzung: Jetzt eßt ihr Brot und trinkt Wasser.

Hrozný wies bei der Entzifferung der hethitischen Keilschrifttexte – zur größten Überraschung der Wissenschaftler – glaubwürdig nach, daß das Hethitische zur indoeuropäischen Sprachfamilie gehört und somit mit den indischen, iranischen, griechischen, lateinischen, neulateinischen, germanischen und slawischen Sprachen verwandt ist.

Das Rätsel der hethitischen Hieroglyphen. Unentziffert blieb aber nach Hroznýs Entdeckung die andere Gruppe der Tontafeln, die mit Hieroglyphen beschriftet waren. Hrozný arbeitete auch an dieser Aufgabe und erreichte, vom Siegel des Königs



Helmuth Th. Bossert

Tarkumuwa ausgehend, gewisse Erfolge. Doch das Hauptverdienst um die Entzifferung der hethitischen Hieroglyphen steht dem deutschen Archäologen *Helmuth Th. Bossert* (1899–1961) zu.

Von Anfang an ließ sich Bossert bei seinen Forschungen von der Überzeugung leiten, er müsse eine zweisprachige Inschrift finden, sonst könne die Entzifferung der hethitischen Hieroglyphen nicht gelingen. Im Frühjahr 1947 schließlich, als er in der südöstlichen Türkei Ausgrabungen leitete, entdeckte er auf dem Bergrücken Karatepe Steintafeln mit phönikischen Buchstaben und hethitischen Hieroglyphen.

Den phönikischen Text übersandte Bossert an die besten Orientalisten in Rom, Paris, London und Berlin, und nach dem Eintreffen der Übersetzungen vertiefte er sich in die Hieroglyphenzeichen. Einer seiner Mitarbeiter, *Franz Steinherr*, entzifferte den ersten Satz: „... *Ich tat Pferd zu Pferd, Schild zu Schild, Heer zu Heer.*“ Es bestätigte sich, daß die Steintafeln

tatsächlich eine bilinguistische Inschrift, also einen identischen Text in zwei Sprachen, enthielten. Um diesen zu dechiffrieren, bedurfte es mehrerer Jahre, und daß dieses Unternehmen erfolgreich war, ist hauptsächlich Bossert zu verdanken.

Die kretischen Schriften

Ausgrabungen auf Kreta. Sicherlich ist es der günstigen Lage der Insel zuzuschreiben, daß Kreta im 2. Jahrtausend v. u. Z. zum Handelszentrum im östlichen Mittelmeerraum wurde. Dort wurden viele Waren umgeschlagen, die von den Völkern Ägyptens, Kleinasiens und des Balkans produziert worden waren. Kreta gelangte zu Wohlstand, eine hochentwickelte Kultur blühte, und bei allen Nachbarvölkern finden sich Spuren des Einflusses der kretischen Kunst.

1899 ging der englische Archäologe *Arthur Evans* (1851–1941) daran, die kretischen Ruinenstätten zu erforschen. Er entdeckte den wahrscheinlich um 1600 v. u. Z. erbauten Palast des Königs Minos und grub ihn in langjähriger Arbeit aus. Auf den Berg, auf dem der unvergleichlich schöne Königspalast stand, führte eine feierlich wirkende, von einer Säulenreihe gerahmte Freitreppe. Den luxuriösen Palast umgaben keine düsteren Türme und Burgmauern – Kretas Reichtum wurde durch das Meer und durch die Kriegsflotte der kretischen Könige geschützt.

Hindernisse bei der Entzifferung der Schriftdenkmäler. Evans fand bei seinen Grabungen Tausende gebrannter Tonplatten, die mit Hieroglyphen und anderen Schriftzeichen beschrieben waren. Systematisch ordnete er sie und unterschied schließlich drei Schriftarten. Ihre erste Variante, die noch ziemlich unbeeinträchtigt die Bildhaftigkeit der Schrift bewahrte, nannte er „minoische Hieroglyphen“. Die zweite und die dritte Variante bezeugten, daß die Hieroglyphenzeichen im Laufe der Zeit zu Linearschriftzeichen vereinfacht worden waren. Evans bezeichnete sie als Linearschrift A und Linearschrift B.

Gespannt wartete die Fachwissenschaft auf die Veröffentlichung der kretischen Schriftdenkmäler. 1909 publizierte Evans in seinem Buch „*Scripta Minoa I*“ einige mit Hieroglyphenzei-



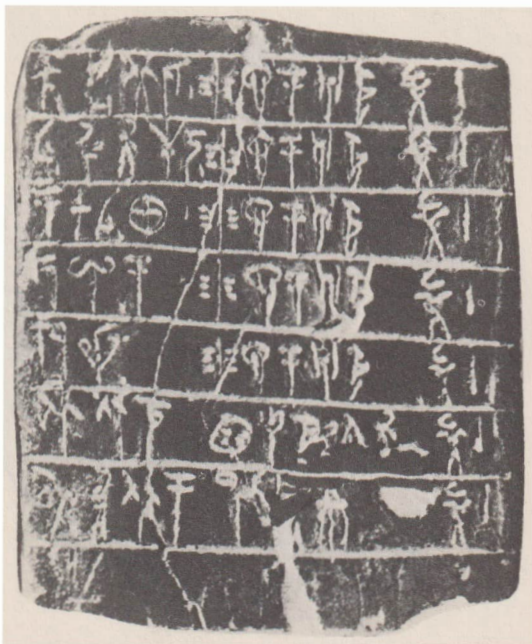
Arthur Evans (Zeichnung von Francis Dodd)

chen bedeckte Tafeln, aber erst 1935 wurde durch sein Werk „The Palace of Minos IV“ die Linearschrift B bekannt. Von den ausgegrabenen 2800 Tafeln waren jedoch nur 120 in diesem Buch reproduziert. Da wurden die Fachleute auf ein neues Hindernis aufmerksam. Das Beispiel Rawlinsons und Champollions hatte deutlich gezeigt, daß zweisprachige Schriftdenkmäler unentbehrlich sind, wenn man Hieroglyphen „zum Sprechen bringen“ will. Auf Kreta aber fanden sich keine solchen bilingualen Inschriften.

Neue Methoden in Sicht. Heute bedient man sich bei der Entzifferung von Geheimschriften, der Dechiffrierung – einer Arbeit, die übrigens große geistige Anstrengungen erfordert –, hauptsächlich statistisch-mathematischer Methoden.

Ein ähnliches Verfahren wandte die amerikanische Mathematikerin *Alice Kober* an, um die kretische Schrift zu entziffern. Sie untersuchte eingehend das Zeichenreservoir der in der Li-

nearschrift B veröffentlichten Denkmäler. Die einzelnen Zeichengruppen waren durch senkrechte Striche voneinander getrennt, diese faßte sie als Wortgrenzen auf. Sie beobachtete, daß sich wiederholende Zeichengruppen ebenfalls zwischen zwei senkrechten Strichen vorkamen. Von diesen nahm sie an, es seien Silbenzeichen. Schon vorher hatte Evans darauf hingewiesen, daß sich auf den Tafeln der Linearschrift B insgesamt 135 Zeichen wiederholten, und daraus hatten die Schrifthistoriker auf eine Silbenschrift geschlossen. Um ihre eigenen Feststellungen zu systematisieren, stellte Alice Kober Tabellen auf. Mit beispielloser Geduld vertiefte sie sich in die Analysen;



Tontafel mit Linearschrift B

als sie 1950 starb, war es ihr dennoch nicht gelungen, den Lautwert auch nur einer Zeichengruppe zu klären. Trotzdem waren ihre Bemühungen nicht nutzlos gewesen, denn ihre Methode wies einem englischen Forscher den Weg, der mehr Glück hatte als sie: Michael Ventris.

Als Arthur Evans 1936 in London einen Vortrag über die minoische Kultur hielt, saß unter seinen Zuhörern der vierzehnjährige *Michael Ventris* (1922–1956), der schon damals ein leidenschaftliches Interesse für die lebenden und toten Sprachen zeigte. Dennoch studierte er später Architektur und beschäftigte sich nur aus Liebhaberei ausdauernd mit den kretischen Schriftdenkmälern. Dabei ging er von der Vorkom-



Der Diskus von Phaistos

menshäufigkeit der Zeichen und Zeichengruppen aus und verwendete die Tabellen Alice Kober. Er selbst vermutete einen etruskischen Ursprung der Schriftdenkmäler und war verblüfft, als es ihm gelang, einige Worte griechischer Sprache zu entziffern: ke-ra-me-u = kerameus = Töpfer; ka-ke-u = chalcheus = Bronzeschmied; po-me-no = poimen = Hirte. Waren die kretischen Funde also in einem alten Griechisch geschrieben?

Die 88 Silbenzeichen. Ventris gab seine Ergebnisse erstmals 1952 über den britischen Rundfunk bekannt. Später veröffentlichte er gemeinsam mit dem Cambridger Sprachwissenschaftler *John Chadwick* seine grundlegenden Erkenntnisse über die kretische Schrift und die kretisch-mykenische Kultur. Er erschloß die griechische Sprache in dem archaischen Zustand, wie sie fünf- oder sechshundert Jahre vor Homer gesprochen worden war.

Ventris und Chadwick entzifferten 88 Silbenzeichen der Linearschrift B. Darüber hinaus waren noch zahlreiche Besonderheiten zu klären. So bezeichnete beispielsweise die kretische Schrift nicht die Konsonanten am Wort- oder Silbenende, ferner konnten die alten Kreter nicht zwischen p und f, k und g sowie l und r unterscheiden; die Zeichen dienten einmal zur Wiedergabe eines Lautes, ein anderes mal zur Wiedergabe einer Silbe. Die Kreter schrieben mit der Linearschrift B folgendermaßen:

 = ko-no-so (Knossos, Hauptstadt von Kreta)

 = a-gu-ro (arguros = Silber)

 = pa-i-to (Phaistos, Stadt im Süden Kretas)

Wahrscheinlich waren diese Zeichen ursprünglich für eine andere Sprache geschaffen und erst später auf das Griechische angewandt worden. (Bekanntlich wurde Kreta im 15. Jh. v. u. Z. von griechischen Stämmen erobert, den Achäern, die das mykenische Reich gründeten. Sie benutzten zweifellos die Linearschrift B.) Zur Klärung dieser Frage könnte vielleicht

die Entzifferung der Linearschrift A beitragen – doch diese Aufgabe ist ebenso wie die Enträtselung der *minoischen Hieroglyphen* und der Inschrift auf dem *Diskus von Phaistos* noch ungelöst.

Die Schriften der Azteken und der Maya

Die Spanier erobern Mexiko. Im Jahre 1519 tauchten zehn Segelschiffe in der Bucht vor Mexiko auf, und wo sich heute der Hafen von Veracruz befindet, stieg unter der Führung *Hernando Cortéz'* (Hernán Cortés) ein erster Trupp spanischer Abenteurer, bestehend aus etwa 400 Mann Fußvolk und 15 Berittenen, an Land. Ihr erklärtes Ziel war es, dem Reich Karls V. neue Ländereien einzuverleiben und die bronzehäutigen Indianer zum christlichen Glauben zu bekehren. Doch wir irren wohl kaum, wenn wir annehmen, daß sich diese spanischen Hidalgos stärker vom Streben nach rascher Bereicherung durch leicht erbeutbare Goldschätze leiten ließen als von Treue zur Dynastie oder Religionsfanatismus.

Die Expedition, unterwegs durch 1 300 Totonaken und 1 000 indianische Träger verstärkt, erreichte im November 1519 die mexikanische Hochebene. Dort wurde sie der Residenz Kaiser *Montezumas II.* ansichtig, auf einer Insel in einem gewaltigen See gelegen und von 300 000 Menschen bewohnt: Tenochtitlan. Montezuma erfuhr bald vom Nahen der bewaffneten Fremden. Er hätte ihnen Zehntausende seiner Krieger entsgeschicken können, aber sein Wille war gelähmt von einer uralten Prophezeiung: Quetzalcoatl, „der weiße Gott“, werde eines Tages zurückkehren. Er hielt Cortéz und seine Gefährten für Abkömmlinge dieses Gottes und empfing sie voller Ehrerbietung. Selbstsicher zogen die uniformierten, bleichgesichtigen Fremden unter ihren wehenden Fahnen über den Damm, der die Insel mit dem Festland verband, in die Stadt ein. Die Azteken bestaunten sie, von Furcht erfüllt, ebenso die tänzelnden Pferde, die langrohrigen Gewehre und die von indianischen Hilfstruppen gezogenen sieben Kanonen.

In den folgenden Jahren wurde Mexiko zum Schauplatz stürmisch verlaufender Ereignisse. Hinterlistig bemächtigten



Mixtekischer Kodex, der „Codex Bodley“, auf Hirschleder geschrieben

sich die Spanier der Schätze der Azteken. Einmal, in Cortéz' Abwesenheit, metzelten sie die vornehmsten Teilnehmer einer religiösen Feierlichkeit nieder. Als der Kaiser versöhnend eingreifen wollte, wurde er vom Volk gesteinigt, und Cortéz und sein Gefolge mußten Hals über Kopf fliehen. Inzwischen waren aber neue spanische Schiffe angekommen, deren Mannschaften sich Cortéz' Überlebenden anschlossen. Nach aufopferungsvollen Abwehrkämpfen der Azteken wurde am 13. August 1521 mit der Eroberung ihrer Hauptstadt ihr Untergang besiegelt.

Als Gouverneur der neuen Kolonie war Cortéz bemüht, seinen Machtbereich unablässig zu erweitern. 1526 griffen seine Truppen die Maya auf der Halbinsel Yucatan an, doch leisteten die Ureinwohner überraschend heftig Widerstand. Die für die Maya sehr opferreichen Kämpfe zogen sich über anderthalb Jahrzehnte hin. Sie endeten erst 1540 mit der völligen Zerschlagung des Maya-Reiches.

Der Untergang der indianischen Kultur Mexikos. Zahlreiche Dominikaner- und Franziskanermönche zogen in die eroberten Gebiete, um die Missionsarbeit aufzunehmen. Diese im Geiste der Inquisition erzogenen Soldaten der Kirche strebten die vollständige Vernichtung der „heidnischen“ Religionen an. Voller Genugtuung meldete der erste Erzbischof von Mexiko – ein Franziskaner – seinem Orden, seine Mönche hätten bin-

nen weniger Jahre 5 000 heidnische Tempel und 20 000 Götzenbilder zerstört.

Ein ähnliches Los wurde den farbigen Bilderschriftdenkmälern der Azteken und der Maya zuteil. *Diego de Landa*, der erste Bischof von Yucatan, ließ Maya-Kodexe von der ganzen Halbinsel zusammentragen und unter großem Zeremoniell auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Nur wenige Werke überlebten diese sinnlose Bücherverbrennung, die einen unsagbaren Schaden anrichtete. Lediglich vier Maya-Handschriften blieben erhalten, die heute allesamt in Europa aufbewahrt werden: eine in Dresden, eine in Paris und zwei in Madrid. Aztekische Schriftdenkmäler stehen der Forschung mehr zur Verfügung; außerdem gibt es acht mixtekische Kodexe, sie vermitteln ein anschauliches Bild vom Bildungsstand dieses Volkes, das einst Zentralmexiko bis hin zur pazifischen Küste bewohnte.

Mexikanische Archäologen gruben aus vulkanischer Lava Ruinenstädte der Azteken und Maya aus. Allein bei Grabungen in Monte Alban wurde mehr Goldschmuck zutage gefördert als aus der Zeit der spanischen Eroberung in ursprünglicher Form erhalten ist. Bedauerlicherweise wurden Schriftdenkmäler bisher nicht gefunden; dabei hätten sie gewiß die gleiche Bedeutung wie die Papyrusrollen von Herculaneum, die aus der Lava des Vesuvs geborgen worden sind.

Was uns die Kodexe sagen. Die Schrift- und Buchhistoriker haben diese Handschriften, die als ausgesprochene Raritäten gelten, befragt und auf viele Fragen Antworten erhalten.

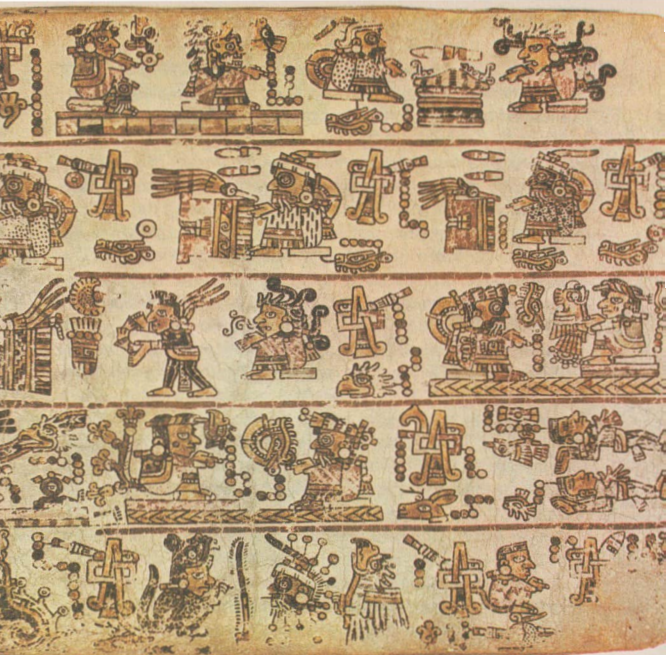
Worauf schrieben die indianischen Völker im alten Mexiko? Sie verwendeten drei Arten von Material: Hirschleder und zwei verschiedene Pflanzenfaserarten. Sicherlich eignete sich das Hirschleder am besten zum Schreiben, aber da der Bedarf zu groß war, benutzte man auch die bearbeitete Bastschicht von Feigenbäumen. Diese bestrichen die Maya mit Kalk, um eine zur Beschriftung geeignete Fläche zu erhalten; die Azteken verwendeten nicht Kalk, sondern Stärke. Feigenbäume gediehen aber nicht auf der Hochebene, den Bast mußte man aus der südlichen Küstengegend beschaffen. Dafür standen Agaven reichlich zur Verfügung, aus deren Fasern sich gleichfalls eine Art Papier herstellen ließ. Die fleischigen Blätter der Agave, die auch in trockenen Tropengebieten wächst, ließ man in Wasser faulen, dann brach man sie, klebte die Fasern

quer übereinanderliegend zusammen und klopfte sie mit Steinwerkzeugen glatt. Sowohl aus der Bast-schicht des Feigenbaumes als auch aus dem Agavepapier wurden über 10 m lange Streifen zusammengesetzt, die man harmonikaartig zusammenklappte. Die fertigen Handschriften wurden zwischen Holztafeln verwahrt.

Neueste Forschungsergebnisse deuten darauf hin, daß die Mixteken, die im Gebiet des heutigen Bundesstaates Oaxaca lebten, eine führende Rolle bei der Entwicklung des indianischen Schriftsystems spielten und die Azteken und Maya die Schrift von ihnen übernahmen und weiterentwickelten. Die Bilderschrift der Mixteken nahm im Laufe der Entwicklung einen ideographischen Charakter an, d. h., die Wiedergabe eines Begriffs, Gedankens oder Gegenstandes erfolgte durch ein vereinfacht gezeichnetes Bild eines Gegenstandes, dessen Wort mit demselben Laut beginnt. Zweifellos verwendeten die Azteken und Mayas bereits Wortzeichen mit stabilisiertem (festem) Lautwert. Einen indirekten Beweis dafür liefern uns lateinische Gebetstexte, die mit aztekischen Schriftzeichen geschrieben sind. Die Azteken lernten von den spanischen Missionaren beispielsweise den lateinischen Text des Vaterunsers und schrieben ihn nieder, indem sie aus dem eigenen Wortschatz die Wörter heraussuchten, die im Klang (wenigstens in der ersten Silbe) den Worten oder Wortsilben des Vaterunsers ähnelten; die Schriftzeichen dieser Worte schrieben sie nebeneinander. Im Aztekischen bedeutet „pamitl“ Fahne, „tetli“ Stein und „noctli“ Feige. Mit den Zeichen dieser drei Worte schrieb man den Anfang des Vaterunsers (Pater noster...) wie folgt nieder:



Die kleinen Bildchen der aztekischen Schrift entstanden so, daß man zuerst mit schwarzer Farbe die Umrisse des Menschen, Tieres oder Gegenstandes zog und dann diese Zeichnung mehrfarbig ausmalte. Fast alles wurde in Seitenansicht dargestellt, die Figuren wirkten nie plastisch, und auch die Perspektive wurde nicht verdeutlicht. Das Schreiben lehrte man in öffentlichen Schulen – allerdings nur auf der höheren Stufe, auf der die Staatsbeamten und Priester ausgebildet wurden. Die Schrift war also nicht Gemeingut, sie breitete sich nicht unter den einfachen Menschen aus.



Kunstvolle mixtekische Schrift auf einem Blatt des „Codex Bodley“

Die Schrift der Azteken kann eindeutig als Bilderschrift charakterisiert werden, während die der Mayas stark stilisiert ist. Die Mayaschrift unterscheidet sich von den übrigen mittelamerikanischen Indianerschriften übrigens auch darin, daß jedes Schriftzeichen ein kleines Quadrat füllt.

Zu Beginn der fünfziger Jahre u. Jh. gab es einen großen Fortschritt in der Entzifferung der mixtekischen Bilderschrift. Das Verdienst gehört dem mexikanischen Archäologen *Alfonso Caso*. Er veröffentlichte 1951 den „Codex Bodley“, eine Faksimileausgabe der in Bodleiana aufbewahrten mixteki-

schen Kodexe und eine Textinterpretation in englischer Übersetzung. Dabei zeigte sich, daß dieser Codex eine Zusammenstellung der wichtigsten biographischen Angaben der Herrscherfamilien darstellt. Bei der Entzifferung half ihm eine alte Karte, in der die Ortsnamen in spanischer und mixtekischer Schrift angegeben sind. Die Zahlenzeichen der Mixteken waren schon vorher bekannt.

Außer Caso erwarben sich auch die beiden sowjetischen Wissenschaftler Juri Knorosow und Sergei Petrowitsch Sobolew durch ihre Entzifferungsversuche Verdienste.

Drei Gruppen der Kodexe. Die auch inhaltlich bereits mehr oder weniger erschlossenen Kodexe können wir aufgrund ihres Ursprungs in drei Gruppen einteilen. Zur ersten gehören die acht mixtekischen Kodexe. Alfonso Casos Entzifferung kommt deshalb so große Bedeutung zu, weil aus diesen Kodexen die Geschichte des alten Mexikos von 692 bis zum Eintreffen der spanischen Eroberer hervorgeht. Der am schönsten ausgestattete mixtekische Kodex ist der „Codex Vindobonensis“. Er hat einen Umfang von 52 Blättern, ist auf Hirschleder geschrieben und gelangte bereits 1520 nach Europa. Heute gehört er zu den wertvollsten Raritäten der Wiener Nationalbibliothek.

Die zweite Gruppe bilden die aztekischen Kodexe. Unter ihnen befinden sich Kalender, die uns beweisen, daß die Azteken über ganz erstaunliche astronomische Kenntnisse verfügten. Zwar war ihnen beispielsweise der Pflug unbekannt, so daß sie stets weiterziehen mußten, wenn der Boden erschöpft war, doch war ihr Kalendersystem mit dem in 18 Monate gegliederten Jahr, den 20tägigen Monaten und den 5 Feiertagen perfekter als der 1582 in Europa eingeführte Gregorianische Kalender. Besonders zu erwähnen sind die Kodexe, die uns ein Bild von den religiösen Vorstellungen der Azteken vermitteln. Am bekanntesten ist der aus 39 Blättern bestehende „Codex Borgia“, eines der schönsten Stücke der Vatikanischen Bibliothek: Er vermittelt uns einen Einblick in die Vorstellungen der indianischen Priester über die Erscheinungen auf der Erde und am Himmel sowie in den aztekischen Kult um den Abendstern (Venus).

Die dritte Gruppe umfaßt die Maya-Kodexe, die dem Scheiterhaufen entgangen waren. Den besten Zustand weist der

Mayan hieroglyphic text arranged in vertical columns on the left side of the page.

Mayan hieroglyphic text located above the first illustration.



Mayan hieroglyphic text located above the second illustration.

Mayan hieroglyphic text located above the second illustration.



Mayan hieroglyphic text located above the third illustration.



„Codex Dresdensis“ auf, der sich im Besitz der Sächsischen Landesbibliothek befindet. Entdeckt wurde er von dem Dresdener Bibliothekar *Johann Christian Götze* in Wien; er kaufte ihn 1739 für die damalige königliche Bibliothek. Der Autor des Kodex faßte darin astronomische und kalendarische Kenntnisse zusammen. In der Nationalbibliothek zu Madrid befindet sich der zweiteilige „Codex Troano-Cortés“, eine Sammlung von Horoskopen und religiösen Texten. Die Pariser Nationalbibliothek schließlich verwahrt hinter sieben Schlössern den „Codex Peresianus“, der sich leider in einem beklagenswerten Zustand befindet. Faksimiledrucke der Dresdener und der Madrider Maya-Handschriften finden sich jedoch in vielen großen Bibliotheken Europas.

Die chinesische Schrift

Die Geschichte der Schang-Yin-Dynastie auf Tierknochen. Im 18. Jahrhundert v. u. Z. entwickelte sich im Huanghobecken, dem heutigen Honan, das Schang-Yin-Reich. Die 600 Jahre seines Bestehens bedeuten die älteste Periode der chinesischen Geschichte, zu deren Studium nicht nur die Traditionen zur Verfügung stehen, sondern auch zahllose Kultur- und Kunstdenkmäler. Die archäologischen Grabungen brachten in großer Zahl Bronzegefäße, Statuen, Grabsteine und Porzellangeschirr zutage, mit deren Hilfe wir uns ein ungefähres Bild von der Kultur dieser Epoche machen können. Doch unsere Kenntnisse wären sehr lückenhaft, hätten die Forscher nicht eine große Menge beschrifteter Tierknochen gefunden: Orakelknochen.

Die chinesischen Priester befaßten sich auch mit Wahrsagerei. Wenn Herrscher oder hohe Staatsbeamte Fragen an das Orakel richteten, ritzen die Priester diese Fragen in Knochen, und mitunter taten sie das gleiche mit den Antworten. Neben Rinder- und Hirschknochen benutzte man dazu oft auch Schildkrötenschalen. Über die Staatsordnung der Schang-Yin-

Ein Blatt des Maya-Kodex aus der Sächsischen Landesbibliothek Dresden



Chinesischer Orakelknochen mit den ältesten Schriftzeichen

Dynastie, die Struktur ihrer Gesellschaft, ihre Klassengegensätze und die Lebensweise des mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigten Volkes verraten uns die Inschriften in Schildkrötentenschalen am meisten.

Die chinesische Schrift kennt 44 000 Zeichen. Dem Charakter nach war die chinesische Schrift ursprünglich eine Bilderschrift. Ihre Piktogramme versuchten, dem Leser ein naturgetreues Bild der Gegenstände und Lebewesen zu vermitteln. Im Laufe der Entwicklung nahm die Zahl der Zeichen, die Objekte darstellten und Begriffe ausdrückten, ständig zu. Allmählich verloren die komplizierten, aus vielen Strichen zusammengesetzten Schriftzeichen ihre Bildhaftigkeit, und heute erinnern die allermeisten nur noch undeutlich oder gar nicht mehr an ihren Ursprung.

Welchen Grund hat es, daß die chinesische Schrift, die sich immerhin einer mehr als viertausendjährigen Vergangenheit rühmen kann, nicht den Entwicklungsweg von der Bilder- zur Buchstabenschrift einschlug?

Vor allem ist das mit den Besonderheiten der chinesischen Sprache zu erklären. Sie besteht ausschließlich aus einsilbigen Worten, ist also eine sogenannte isolierende Sprache und kennt keine Beugung (Flexion). Aus einsilbigen Worten können natürlich nicht in unbegrenzter Menge Wortneubildungen her-

vorgehen, deshalb besitzt ein und dasselbe Wort zumeist mehrere Bedeutungen. Die Chinesen unterscheiden mit singenden Tonakzenten und feiner Nuancierung der Aussprache zwischen den unterschiedlichen Bedeutungen eines Wortes mit gleicher Lautform. So bedeutet z. B. das Wort ma viererlei, je nachdem, wie man es ausspricht. Nach dem ersten Tonakzent (die Stimme steigt nicht und sinkt nicht) bedeutet es Mutter, nach dem zweiten (die Stimme steigt) Leinen, nach dem dritten (die Stimme sinkt und hebt sich am Wortende wieder ein wenig) Pferd und nach dem vierten (die Stimme sinkt) schimpfen. Das sind die Zeichen der vier Tonakzente:— / √ \ \ Wir müssen allerdings hinzufügen, daß ein einsilbiges Wort, das mit einem bestimmten Tonakzent ausgesprochen wird, immer noch viele Bedeutungen haben kann. So heißt z. B. „ma“ nach dem dritten Tonakzent ausgesprochen, außer Pferd 马 auch 码 Ziffer, 吗 Morphium und 蚂蚁 Ameise. Deshalb verwendet das Chinesische oftmals Synonyme eng aneinandergeknüpft, es beleuchtet also den Sinn der Worte mit Worten ähnlicher Bedeutung, etwa so: Der Professor lehrt-erklärt; mein Freund lacht-lächelt. Eine solche Verknüpfung

ni = Frau.



sen = Junge

hao = gut, glücklich,

von Synonymen macht die chinesische Redeweise einerseits eindeutig und andererseits sehr fein nuanciert.

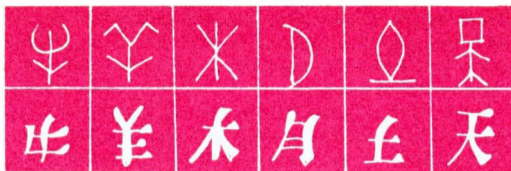
In den allermeisten Zeichen der chinesischen Schrift sind die Bilder der ursprünglich dargestellten Gegenstände oder Lebewesen kaum mehr erkennbar, sie wurden symbolisch; aber in sehr vielen Zeichen lassen sich noch heute deutlich zwei selbständige Elemente unterscheiden: Eines hängt mit der Aussprache zusammen, das andere bezeichnet den Sinn des Wortes. So bedeutet beispielsweise in dem Wortzeichen  Insekt, während das zweite Element  auf den Wortklang hinweist.

Das Erlernen dieser zumeist aus zwei Elementen bestehenden Zeichen ist sehr mühsam und zeitaufwendig, zumal die chinesische Schrift insgesamt 44 000 Zeichen kennt, die verschiedenen Verknüpfungsmöglichkeiten einbegriffen. So wird es verständlich, daß vor dem zweiten Weltkrieg 90% der Landbevölkerung Analphabeten waren. Seither unternimmt man bedeutende Anstrengungen, möglichst viele Menschen das Schreiben zu lehren.

Wer mindestens 1 500 Zeichen kennt, kann nicht mehr als Analphabet gelten. Zum Zeitunglesen und zum Niederschreiben der im Alltagsleben vorkommenden Wörter muß man rund 3 000 Zeichen kennen. Wer Zeitschriften, Romane oder politische Literatur lesen will, benötigt die Kenntnis von 4 000 bis 5 000 Schriftzeichen. Dabei sind die Zeichen, die den Wortschatz der verschiedenen Fachwissenschaften wiedergeben, nicht berücksichtigt.

Aber die Wortzeichenschrift hat nicht nur Nachteile. Die fast 800 Millionen Chinesen sprechen verschiedene Dialekte. Die nordchinesischen Dialekte zeigen untereinander noch gewisse Ähnlichkeiten, doch zwischen den Dialekten in den südöstlichen Provinzen bestehen ganz erhebliche Unterschiede. Die Schriftzeichen jedoch kann jeder nach seinem Heimatdialekt lesen, und so kann man dieselbe Zeitung oder dasselbe Buch einem Chinesen, der an der Küste des Gelben Meeres lebt, ebensogut in die Hand geben wie einem Bewohner von Yünnan.

Die Erfindung des Papiers. Neben Tierknochen verwendeten die Chinesen früher Bambusstäbe zum Beschriften; vermutlich schrieb man deshalb von oben nach unten. Man stelle sich



niú	gáng	nu	juè	tǔ	tiān
Stier	Ziege	Baum	Mond	Erde	Himmel

Chinesische Wortzeichen auf Orakelknochen und in der heutigen Form

vor, wieviel Bambusstangen nötig waren, um ein größeres Werk zu schreiben!

Einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der chinesischen Schrift bedeutete die Verwendung von Seide und von Tusche statt Farbe. Um 200 v. u. Z. erfand *Meng-tien* den Hasenhaarpinsel, dessen allgemeine Anwendung zu Veränderungen in der Form der Schriftzeichen führte: Die Zeichen wurden nicht mehr so eckig geschrieben und gewannen künstlerische Schönheit.

Eine der bedeutendsten Entwicklungsstationen war die Erfindung des Papiers. Die erste Nachricht über das Papier findet sich in einem 105 v. u. Z. erschienenen chinesischen Jahrbuch. Darin schildert *Tsai-lun* die Papierherstellung folgendermaßen: „Stofflappen wurden in Wasser zum Faulen gebracht, in Mörsern fein zerkleinert, das Pulver wurde in flachen Schüsseln mit Wasser zu einem Brei verdünnt, der Brei mit Netzen in dünner Schicht herausgehoben, ausgepreßt, getrocknet und glatt gemangelt, schließlich mit Stärke überzogen, damit er seine Saugfähigkeit verlor.“ Binnen kurzer Zeit verdrängte das Papier alle anderen Schreibmaterialien – aber nur in China; denn, so unglaublich es klingt, nach Europa gelangte das Geheimnis der Papierherstellung erst etwa 1000 Jahre später.

Das älteste gedruckte Buch. Bei uns hält man im allgemeinen *Gutenberg* für den Erfinder der Buchdruckkunst. Tatsächlich ist er der europäische Erfinder des Schriftgießens und des mit beweglichen Buchstaben arbeitenden Buchdrucks. Seine Ver-

dienste werden nicht durch die Tatsache geschmälert, daß das Problem – wenn auch nicht auf gleichem technischem Niveau – rund 400 Jahre vorher schon von dem chinesischen Drucker *Pi Scheng* gelöst worden war.

Jedermann weiß, daß die Chinesen das Schießpulver, das Porzellan und den Kompaß erfunden haben; aber ihre Erfolge auf dem Gebiet des Buchdrucks vergißt man gewöhnlich. Erst am Anfang unseres Jahrhunderts wurde man durch die Entdeckungen *Aurél Steins* (1862–1943), eines Asienforschers ungarischer Abstammung, auf diesen Umstand aufmerksam.

Im April 1906 trat Stein seine zweite Reise nach Innerasien an, und im März 1907 erreichte er sein Ziel Tunhuang. Er hatte erfahren, daß der Hüter eines Höhlentempels in einer Felsnische mehrere Kubikmeter Schriftrollen gefunden hatte. Stein kaufte, indem er ihn bestach, 3 000 Rollen, 6 000 Handschriften und mehrere hundert Tempelfahnen und schickte sie nach London.

Bei der Auswertung des Materials stießen die Experten des British Museum auf die „Diamantene Sutra“, eine datierte Zitatensammlung, die, umgerechnet, im Jahre 868 durch Vervielfältigung angefertigt worden war. Bei diesem Verfahren zeichnete man die Wortzeichen auf Holzklyschees, schnitzte das Holz um die Zeichen herum weg, färbte sie ein und fertigte Abzüge an, indem man sie auf Seide oder Papier drückte. Doch die Entwicklung machte bei diesen Tafeldrucken nicht halt: Um 1040 formte *Pi Scheng* Wortzeichen aus Ton und brannte sie. Die gesetzten Zeichen bettete er in Harz, dann druckte er damit. Später verwendete man aus Holz geschnittene und um 1390 in Korea sogar schon aus Bronze gegossene Wortzeichen.

Die Frage der Schriftreform. Erstmals wurde dieses Problem in China 1892 aufgeworfen. Initiator der Reformbewegung war *Lu Kan-tschang*. Er versuchte eine Schrift mit lateinischen Buchstaben zu entwickeln – ergebnislos. Heute aber verlangen die Beseitigung des Analphabetentums und die Vereinfachung des Verwaltungswesens sowie der Tag für Tag wachsende Wortschatz von Wissenschaft und Technik ganz dringend eine Reformierung der chinesischen Schrift.

Begonnen wurde vor allem mit einer Vereinfachung der aus vielen Strichen zusammengesetzten und oft verwendeten

Zeichen. Viele chinesische Schriftzeichen bestehen nämlich aus 10 bis 15 Strichen. Zugleich wird daran gearbeitet, den nordchinesischen (Pekinger) Dialekt zur gemeinsamen Sprache des ganzen Landes zu machen. Ihn bezeichnet man als *Putong-hua*, als „gemeinsame Sprache“. Vermag das Putong-hua sich entsprechend auszubreiten, dann erlischt die Gefahr eines sprachlichen Auseinanderfallens. Als letzter Schritt der Reform ist die Einführung der lateinischen Buchstabenschrift vorgesehen. Dafür wurde 1956 ein der chinesischen Sprache angepaßtes System ausgearbeitet, dessen generelle Einführung jedoch die Schaffung der sprachlichen Einheit voraussetzt.

Als ein Ergebnis der Schriftreform verläuft die Schrift in den chinesischen Zeitungen schon heute waagrecht und von links nach rechts. In den Überschriften von Zeitungsartikeln, auf Plakaten und auf Buchrücken begegnet man allerdings immer noch senkrechten Reihen.

Chinesische Bücher brauchen wir nicht mehr „von hinten“ aufzublättern, denn das Buchwesen Chinas richtet sich seit 1955 nach den in Europa gebräuchlichen typographischen Formen.

Die koreanische und die vietnamesische Schrift

Die Buchstaben des Sedschong. Lange besaßen weder die Koreaner noch die Vietnamesen eine eigene Schrift; sie verwendeten die chinesischen Wortzeichen.

Die Koreaner übernahmen im 1. Jh. u. Z. die chinesische Schrift, obwohl sie die zahlreichen Suffixe (Nachsilben) ihrer agglutinierenden Sprache nicht einwandfrei wiedergeben konnten. (Bei agglutinie-

ä	ㄅ	kh	ㄆ
o	ㄇ	a	ㄇ
ju	ㄏ	je	ㄏ
m	ㄏ	t	ㄏ
th	ㄏ	tsch	ㄏ
i	ㅣ	ng	ㅇ
jo	ㅈ	ja	ㅈ
k	ㅈ	u	ㅈ
p	ㅈ	l,n	ㅈ
ph	ㅈ	tsch	ㅈ
ui	ㅡ	h	ㅈ
e	ㅈ		
n	ㅈ		
sd	ㅈ		

Das koreanische Alphabet

renden Sprachen werden zur Bildung von Wortformen oder Wörtern die Silben ohne Veränderung des Stammes an die Wortwurzel angefügt.) Trotzdem behielten sie diese Schrift fast anderthalb Jahrtausende lang bei. Ende des 14. Jahrhunderts entwickelte sich in Korea nach chinesischem Beispiel der Buchdruck. Die vielen tausend chinesischen Zeichen in Bronze zu gießen und sie vor allem setzbereit zu lagern, stellte die Drucker aber vor schier unüberwindliche Schwierigkeiten. So führte König *Sedschong* – er herrschte von 1419 bis 1452 – eine neue Schrift ein. Da er Drucklettern konstruieren wollte, setzte er das koreanische Alphabet ausschließlich aus geometrischen Elementen (Punkt, Linie, Quadrat, Kreis) zusammen. Die aus 11 Vokalen und 14 Konsonanten bestehende, überaus einfache und leicht erlernbare Buchstabenschrift setzte sich in Korea rasch durch. Eine Besonderheit der koreanischen Schrift dürfen wir allerdings nicht unerwähnt lassen; Konsonanten am Silbenende werden unter den davorstehenden Vokal geschrieben.

Die Schrift der Vietnamesen. In Burma, Thailand und Kambodscha bürgerte sich die indische Buchstabenschrift ein; einzig die Vietnamesen übernahmen in Südostasien die chinesischen Wortzeichen. Ihre Sprache nämlich besteht wie die chinesische nur aus einsilbigen Wörtern, die Konjugation ist unbekannt, und sehr viele Worte haben, unterschiedlich betont, fünf oder sechs verschiedene Bedeutungen. Als man im 17. Jahrhundert daran dachte, die lateinische Buchstabenschrift zu verwenden, bereitete gerade die Unterscheidung der Bedeutung entsprechend der Betonung großes Kopfzerbrechen. Schließlich wurde entschieden, daß man fünf diakritische, d. h. die Aussprache eines Lautes angegebende Zeichen, einführt, so daß Striche über und Punkte unter den Vokalen die Aussprache vorschreiben:

ta	ich, wir
tá	zwölf
tà	falsch
tả	beschreiben
tã	Windel
ṭa	Doppelzentner

Weitere Besonderheiten der Lautbezeichnung sind: nh = nj, ch = tj, x = ß, s = sch. (Die Vietnamesen sprechen also nicht Saigon, sondern Schaigon.) Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts verdrängte diese Buchstabenschrift völlig die chinesischen Zeichen.

Die japanische Schrift

Europa und Japan. Es klingt unglaublich: Der so unternehmungslustige und neugierige Europäer, der schon um 1270 Bergriesen und Wüsten überwand, um China zu erreichen, der auf zerbrechlichen Schiffen den Atlantik überquerte und 1492 Amerika entdeckte, gelangte erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Japan und kannte vorher das Volk dieser vier großen und Tausender kleiner Inseln gar nicht.

Der portugiesische Abenteurer *Fernão Mendes Pinto* landete 1543 als erster Europäer in Japan, und zwar auf der Insel Deshima in der Nähe von Nagasaki. Zu dieser Zeit blickte das japanische Volk bereits auf eine mehrtausendjährige Vergangenheit zurück.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die Beziehungen zwischen Europa und Japan erfolgreich ausgebaut, zahlreiche Missionare, spanische, portugiesische und holländische Kaufleute reisten in das Inselreich, doch dann brach Japan ganz überraschend diese Kontakte ab.

Statt der ehrfürchtig bewunderten, aber ihrer Macht gänzlich beraubten Kaiser regierten schon seit dem 11. Jahrhundert hohe militärische Führer, die Schogunen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts riß die Schogunenfamilie *Tokugawa* die Macht an sich. Die Tokugawa bauten binnen kurzer Zeit eine stabile, zentralisierte Staatsmacht auf und schlossen das Land völlig vom Ausland ab. 1612 wurden die Europäer aus Japan vertrieben, die christliche Religion und europäische Bücher verboten. Diese schädliche Politik der Isolierung dauerte zweieinhalb Jahrhunderte und wurde erst 1868 beendet, als das aufstrebende Bürgertum und seine Intelligenz im Verein mit dem in den Hintergrund gedrängten Kaiser und einigen Fürsten der südlichen Landesteile den Feudalabsolutismus der Schogunen beseitigt hatten.

Die Herausbildung der japanischen Schrift. Die japanische Kultur wurde jahrhundertlang stark von der chinesischen geprägt. Seit dem 4. Jahrhundert bestanden enge Beziehungen – anfangs durch Vermittlung Koreas – zwischen Japan und China, und die Japaner richteten sich sowohl in der Organisation des Verwaltungswesens als auch in Literatur und Kunst

nach chinesischen Vorbildern. Um diese Zeit, im 4. und 5. Jahrhundert, übernahm man die Zeichen der chinesischen Wortschrift und wandte sie auf die japanische Sprache an. Doch zwischen den beiden Sprachen bestehen grundlegende Unterschiede: Das Chinesische ist eine isolierende Sprache, der die Flexion unbekannt ist; das Japanische hingegen ist eine agglutinierende Sprache und kennt die Flexion. Um die Worte der japanischen Sprache niederzuschreiben, benutzte man die chinesischen Schriftzeichen, ohne sie irgendwie zu ändern. Später, im 8. und 9. Jahrhundert, entwickelte man, ausgehend nur vom Lautwert einer kleineren Gruppe von Wortzeichen der chinesischen Gras-Schrift (ts'ao-schu), die Kursiv-Silben-Schrift Hiragana. Mit dem Hiragana entstand im Grunde genommen eine eigene Schrift des japanischen Volkes, die seiner Sprache angepaßt war. Dadurch wurde die Entstehung einer Nationalliteratur möglich.

Um das Ende des 11. Jahrhunderts entwickelte sich aus der chinesischen Normalschrift (k'ai-schu) die zweite, aus etwas eckigeren Zeichen bestehende Silbenschrift, das Katakana. Gleichzeitig wurden die rund 25 000 begriffsgebundenen Schriftzeichen beibehalten, die die Japaner aus dem Chinesischen übernommen hatten. Allerdings gerieten sie in den folgenden Jahrhunderten zum großen Teil in Vergessenheit, und bis zum Ende des 19. Jahrhunderts blieben nur noch 3 000 bis 4 000 Zeichen übrig. (Eine solche Anzahl hatten bis 1958 die Hochschulabsolventen zu beherrschen, und etwa die gleiche Zahl wurde auch in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern verwendet.)

In Japan umfaßt die allgemeine Schulpflicht sechs Grundschul- und drei (die unteren) Mittelschulklassen. In der ersten Klasse müssen sie sich das Hiragana und in der zweiten das Katakana aneignen, und gleichzeitig machen sie sich mit den Zeichen der Begriffsschrift vertraut. In der vierten Klasse lernen sie das lateinische Alphabet, dann wird das Erlernen der Ideogramme fortgesetzt, und das Üben der erlernten Schriften dauert bis zum Ende der neunten Klasse.

Hiragana und Katakana. Jede der beiden japanischen Silbenschriften besteht aus 71 Zeichen. Das Lernen beginnt mit den Vokalen. Das Japanische kennt nur fünf Vokale: a, i, u, e, o. Wir geben hier die Zeichen für diese Vokale an und zwar

gehört das erste nach dem lateinischen Buchstaben zum Hiragana und das zweite zum Katakana:

a あ ア i い イ u う ウ e え エ o お オ

Dann folgen die Konsonanten, jeweils mit einem Vokal verbunden:

ka か カ	ki き キ	ku く ク	ke け ケ	ko こ コ
sa さ サ	shi し シ	su す ス	se せ セ	so そ ソ
ta た タ	chi ち チ	tsu つ ツ	te て テ	to と ト
na な ナ	ni に ニ	nu め ヌ	ne ね ネ	no の ノ
ha は ハ	hi ひ ヒ	fu ふ フ	he へ ヘ	ho ほ ホ
ma ま マ	mi み ミ	mu む ム	me め メ	mo も モ
ya や ヤ		yu ゆ ユ		yo よ ヨ
ra ら ラ	ri り リ	ru る ル	re れ レ	ro ろ ロ
wa わ ワ				wo を ヲ

Zu diesen 5 Vokalen und 40 Silbenzeichen kommen 2 diakritische Zeichen, nämlich das Nigori " und das Maru °. Unter Nigorisierung versteht man das Erweichen der Konsonanten. (Dabei wird z. B. aus *ka* ein *ga*, aus *sa* ein *za*, aus *ta* ein *da* und aus *wa* ein *ba*.) Der kleine Marukreis bedeutet eine halbe Nigorisierung, die jedoch nur in Kombination mit dem Konsonanten *h* vorkommt (Aussprache: *pa*, *pi*, *pu*, *pe*, *po*). Schließlich wird die Reihe mit einem alleinstehenden Konsonanten beschlossen, dem auslautenden (am Wortende stehenden) *n*.

ga が ガ	gi ぎ キ	gu ぐ ク	ge げ ケ	go ご コ
za ざ サ	ji じ シ	zu ず ス	ze ぜ セ	zo ぞ ソ
da だ タ	ji ぢ チ	zu づ ツ	de で テ	do ど ト
ba ば バ	bi び ビ	bu ぶ フ	be べ フェ	bo ぼ ホ
pa ぱ パ	pi ぴ ピ	pu ぷ ユ	pe ぺ ペ	po ぽ ポ

n ん ン

Wer von beiden Schriftarten die Zeichen der 5 Vokale, die 40 Grundzeichen der Silbenschrift der Konsonanten und ihre 5 halbnormalisierten Varianten sowie das auslautende n erlernt hat, beherrscht die je 71 Zeichen des Hiragana und Katakana. (Einer anderen Berechnung nach sind nur 48 Zeichen zu unterscheiden, und zwar die 40 Basiszeichen, die 5 Vokalzeichen, das Nigori, das Maru und das auslautende n.)

Statt mit diesem logisch aufgebauten System lernen die Japaner das Schreiben lieber mit dem Gedicht „Iro ha“, das um 900 von dem buddhistischen Geistlichen *Kobo Daishi* verfaßt wurde. In diesen berühmten, aus 48 Grundsilben bestehenden, uralten Formen bewahrenden Gedicht wiederholt sich keine einzige Silbe. Wer den Text und die Schriftzeichen lernt, kann sich das Hiragana und das Katakana leichter aneignen.

So lautet das Gedicht in der Romaji-Hepburnschen Transkription:

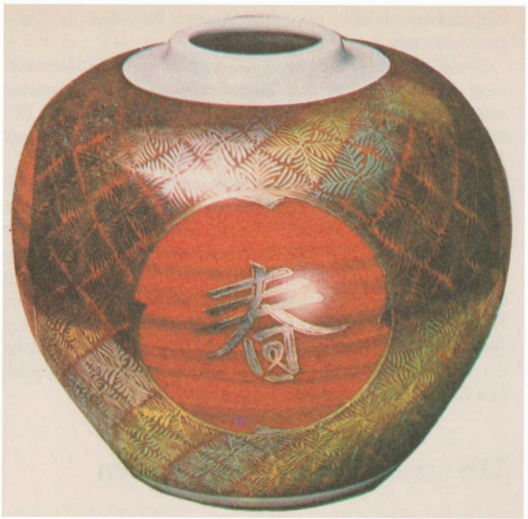
<i>Iro ha nioedo</i>	<i>Ui no oku-yama</i>
<i>Chirinuru wo!</i>	<i>Kyo koete</i>
<i>Waga yo dare zo</i>	<i>Asaki yume mishi,</i>
<i>Tsune naramu?</i>	<i>Ei mo sezu.</i>

Und hier die Übersetzung (von *Crasselt*):

*Die Farbe, obgleich sie duftet, ist vergänglich.
Wer wird in der Welt unveränderlich sein?
Wenn man heute hinübergeht über tiefe Berge der Vergänglichkeit,
Sieht man nicht mehr unbedeutende Träume
Und ist doch nicht trunken.*

Mit dem Hiragana schreiben die Japaner die Suffixe (Endsilben), die Postpositionen (Nachsetzungen) und die Verbpräfixe (Zeitwortvorsilben), mit dem Katakana die ausländischen geographischen und Personennamen sowie die lautnachahmenden Worte und die Interjektionen (Ausrufeworte, z. B. oh!). Zum Schreiben von Begriffen verwenden sie im allgemeinen die chinesischen Wortzeichen, die sie als *kanji* (*kandschi*) bezeichnen.

Mit den 71 Zeichen des Hiragana und des Katakana lassen sich letztlich alle Worte der japanischen Sprache schreiben. Es stellt sich die Frage, weshalb man dann immer noch an



Mit Schriftzeichen geschmückte japanische Vase (Haru = Frühling)

den rund 2 500 Ideogrammen festhält. Das erklärt sich vor allem aus der Natur der japanischen Sprache. Es gibt eine Unzahl gleichklingender, aber bedeutungsverschiedener Worte (Homonyme), und sie können nur mit Hilfe der chinesischen Schriftzeichen klar voneinander unterschieden werden.

1958 fand in Japan eine partielle Schriftreform statt, bei der die Anzahl der kanji von 3 000 bis 4 000 auf 1 853 verringert wurde. Genehmigt wurden außerdem noch 26 umstrittene und 600 „geduldete“ Zeichen, auf die man vor allem beim Schreiben von geographischen und Familiennamen nicht verzichten kann.

1942 wurde eine Anordnung erlassen, daß die Schrift von rechts nach links waagerecht verlaufen soll; dennoch begegnet man noch heute senkrecht gesetzten Drucken. Die Japaner halten auch an ihrer Tradition fest, daß Bücher nach rechts

aufgeblättert werden, nach europäischen Begriffen also „hinten“ anfangen.

Soviel Homonyme es auch gibt und so groß die Hochachtung der Japaner vor den Traditionen auch ist, sie müssen sich dem schneller gewordenen Lebensrhythmus unserer Zeit anpassen. Wird sind überzeugt, daß sie noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts zur Buchstabenschrift übergehen werden.

Den Japanern schien es nicht wünschenswert, daß alle Völker, die das lateinische Alphabet benutzen, die japanischen Wörter nach ihrer eigenen Phonetik transkribierten; deshalb erarbeitete die Romaji-kai, eine Gesellschaft japanischer Philologen, die sich mit diesem Problem befaßte, eine Vorschrift zur lautgetreuen Übertragung japanischer Wörter und Namen. Diese Regeln wurden von dem amerikanischen Missionar *Hepburn* (1815–1911) geringfügig abgeändert, und heute erfolgt die Transkription mit lateinischen Buchstaben überall nach den Romaji-Hepburnschen Normen.

Die ersten Buchstabenschriften

Die Protosinaischrift. 1904 suchte eine kleine Gruppe englischer Archäologen unter der Leitung von *Flinders Petrie* die Sinaihalbinsel auf. Ziel der Expedition war es, auf der Hochebene Serabit el-Hadim uralte, längst nicht mehr ausgebeutete Kupfer- und Malachitminen und die Überreste eines Tempels zu untersuchen, der etwa 1500 Jahre v. u. Z. dort zu Ehren der Göttin der Liebe und Freude, Hathor, erbaut worden war.

Die Inschriften, die auf Sinai gefunden wurden, konnte der hervorragende englische Ägyptologe *Alan Henderson Gardiner* entziffern. Er zählte 150 Zeichen, stellte später aber fest, daß sich in den Inschriften insgesamt nur 32 Zeichen wiederholten: Offenbar war man also auf eine Buchstabenschrift gestoßen. Vermutlich hatten die altsemitischen Bewohner der Halbinsel, die in den Kupfer- und Malachitminen arbeiteten, die Schrift der Ägypter erlernt und auf ihre eigene Sprache angewandt, wobei sie eine hochbedeutsame Entdeckung machten: Wenn man die verschiedenen Zeichen konsequent zur Wiedergabe jeweils eines bestimmten Lautes verwendet, dann lassen sich

mit rund 30 Zeichen sämtliche Worte der Sprache wiedergeben. Sie taten also den wichtigen Schritt, alle Konsonanten ihrer Sprache mit einem besonderen Zeichen wiederzugeben, und damit schufen sie die erste Buchstabenschrift.

Wahrscheinlich übernahmen also die altsemitischen Bewohner der Hochebene Serabit el-Hadim die ägyptischen Hieroglyphen und benannten sie gemäß ihrer eigenen Sprache. Später ließen sie nach dem Prinzip der Akrophonie die Bedeutung der Worte außer Acht und begannen deren ersten Laut selbständig als Buchstaben zu verwenden. So bildete sich um 1500 v. u. Z. die Schrift heraus, die man im Unterschied zu anderen Schriftdenkmälern, die auf der Halbinsel entdeckt wurden, als Protosinaischrift bezeichnet.

Die ugaritische Buchstabenschrift.

Wo heute die Grenze zwischen Syrien und dem Libanon verläuft, liegt Ras Schamra. Hier wurde im März 1929 ein Grabgewölbe mit mehreren mykenischen und zyprischen Vasen entdeckt. Wenig später führten französische Altertumsforscher umfangreiche Ausgrabungen durch, die zu einem überraschenden Resultat führten: Sie legten die Ruinen von Ugarit frei, einer alten, vorher nur aus historischen Quellen bekannten, schon im 12. Jahrhundert v. u. Z. zerstörten Stadt.

Neben den Brandüberresten des Tempels stießen sie auf die Räume einer Bibliothek und einer Schreibschule. Dort fand sich eine Vielzahl mit Keilschriftzeichen bedeckter Tontafeln. Nach der Veröffentlichung der Keilschrifttexte benötigte der deutsche Sprach-

a		m	
e(i)		n	
u		s	
b		š	
g		e	
d		ğ	
h		p	
w		š	
z		z	
h		q	
h		r	
t		š	
y		z	
k		t	
l		š	

Das ugaritische Keilschriftalphabet

wissenschaftler *Hans Bauer* nur einige Wochen, um ihre Bedeutung zu klären. Er erkannte, daß die Bewohner von Ugarit, dieser antiken Stadt mit lebhaftem Handelsverkehr, schon im 15. Jahrhundert v. u. Z. eine reine, aus 30 Zeichen bestehende Buchstabenschrift benutzten.

Die um 1930 aufgefundenen Überreste von Ugarit bezeugen, daß in der Kultur dieser Stadt hethitische, ägyptische, mykenische und mesopotamische Einflüsse vorhanden sind. Und wenn die Ugariter sich auch keiner eigenständigen Kultur rühmen konnten, so ist mit ihnen doch ein Werk von großer kulturhistorischer Bedeutung verbunden: die aus 30 Zeichen zusammengesetzte Buchstabenschrift. Ihr Verhängnis wurden „Seevölker“, die im 12. Jh. v. u. Z. vom Westen her eindrangten. Sie plünderten, brandschatzten und zerstörten die Stadt, und die einstürzenden Mauern begruben die Tontafeln unter sich, die Zeugnis ablegen von einer der ältesten Buchstabenschriften der Menschheit.

Das phönikische Alphabet. Die Phöniker, die zu den Westsemiten gehörten und das östliche Küstengebiet des Mittelmeers bewohnten, bildeten eigentlich nie einen größeren, einheitlichen Staat, vielmehr lebten sie in Stadtstaaten wie Tyros, Byblos, Sidon und Berytos. Es gab dort Ölbaumhaine, Weinbau, man stellte Glas her und entdeckte, daß man aus der Purpurschnecke einen dunkelroten Farbstoff gewinnen kann.

Die Phöniker waren ein rühriges Handelsvolk. Auf Ruder- galeeren befuhren sie das ganze Mittelmeer, und ihre purpurrot gekleideten Kaufleute waren wegen ihrer Emsigkeit in allen Häfen bekannt. Zwischen Zypern und Gibraltar richteten sie unzählige Niederlassungen ein, deren bedeutendste Karthago war.

Jahrhundertlang lebten sie unter ägyptischer Oberherrschaft, aber nach der Schwächung des Hethiterreiches und Ägyptens, im 14. und 13. Jh. v. u. Z., vermochten sie sich eine gewisse Unabhängigkeit zu erkämpfen, die sie sich mehr oder weniger bis zum 8. Jh. v. u. Z. bewahrten. Dann brach der Siegeszug der Assyrier auch die Stärke Phöniziens. In den Jahrhunderten der Unabhängigkeit erlebte der phönikische Handel seine größte Blütezeit. Viele Waren wurden zwischen Orient und Okzident vermittelt, und unter anderem wickelten

𐤀 𐤁 𐤂 𐤃 𐤄 𐤅 𐤆 𐤇 𐤈 𐤉 𐤊 𐤋

alef beth gimel daleth he waw zain heth teth jod kaf
Ochse Haus Kamel Tür Tor Haken Waffe Hand Handteller

𐤌 𐤍 𐤎 𐤏 𐤐 𐤑 𐤒 𐤓 𐤔 𐤕 𐤖 𐤗 𐤘

amed mem nun samekh ajin pe sade qof res sin tau
Pflugschar Wasser Schlange Fisch Auge Mund Kopf Zahn Kreuz

Die 22 Buchstaben des phönikischen Alphabets, ihre semitische Bezeichnung und — soweit geklärt — Bedeutung der Buchstaben-namen

die Phöniker – vor allem über Byblos – große Papyrusgeschäfte ab.

Die Phöniker benutzten die hieratische Schrift der Ägypter und entwickelten im 14. und 13. Jh. v. u. Z. – vermutlich unter dem Einfluß der Protosinai- und der gleichaltrigen ugartischen Schrift – ein eigenes Alphabet. In ihrer Schrift widerspiegelt sich deutlich das Prinzip der Akrophonie: Ochse hieß im Phönikischen *alef*, und der Laut *a* wurde mit dem Zeichen *alef* geschrieben; Haus hieß *beth*, und mit dem Haus-Zeichen schrieb man den Laut *b*. Das Zeichen wurde also für den Laut benutzt, mit dem der Begriff begann, aber als Name des Buchstaben behielt man den Begriff bei. (Dabei wurde *a* als Kehllaut ausgesprochen und nicht als Vokal behandelt.) Man bezeichnete nur die Konsonanten, und die vorausgehenden oder nachfolgenden Vokale mußte sich, je nach der Bedeutung der Worte im Satz, der Leser selbst suchen. Die Konsonantengruppe *mlk* beispielsweise gestattete wenigstens fünf Lesearten: *malk* = König, *malki* = mein König, *malak* = er herrscht, *malaka* = er herrschte, *malaku* = sie herrschten.

Eine wichtige Eigenart der phönikischen Schrift ist, daß von rechts nach links und ohne Zwischenräume zwischen den Buchstaben geschrieben wurde; erst später trennte man die Worte durch kleine Striche und danach durch Punkte voneinander.

Französische Wissenschaftler fanden 1924 bei Forschungen im Libanon den Sarkophag des Königs *Ahiram* aus dem 13. Jh. v. u. Z., den sein Sohn dem Herrscher von Geba: (Byblos)

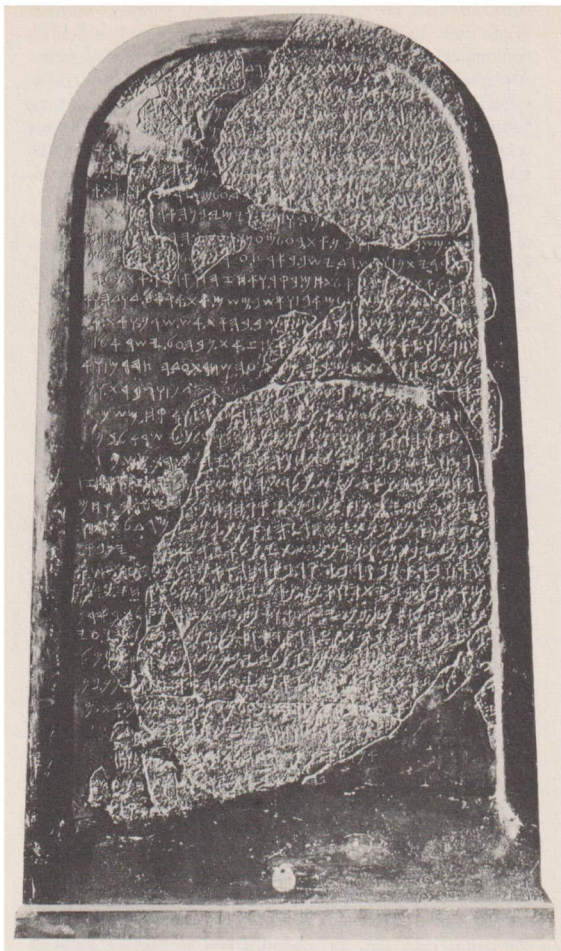
hatte errichten lassen. Die Inschrift im Deckel des Sarkophags ist das älteste Denkmal der phönikischen Schrift.

Ein anderer namhafter Fund ist die aus dem 9. Jh. v. u. Z. stammende Inschrift von Mescha, auch als Moabiter Stein bekannt. Französische Reisende entdeckten ihn 1868 in der Nähe des Toten Meeres. Die Entzifferung der Inschrift ergab, daß der Stein zum Gedenken an die siegreichen Feldzüge des Moabiterkönigs *Mescha* bearbeitet worden war.

Die Schrift der Aramäer. Die Aramäer siedelten in den letzten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends v. u. Z. zwischen Tigris und Euphrat sowie in Syrien. Nur vorübergehend bildeten sie einen selbständigen Staat, und besonders vom 10. Jh. v. u. Z. an wurden sie in Kämpfen gegen ägyptische, hethitische und assyrische Eindringlinge stark dezimiert. Als die Assyrer das Königreich Israel und später Judäa stürzten, verschleppten sie Zehntausende Juden als Kriegsgefangene und siedelten Aramäer an deren ehemaligen Wohnplätzen an.

Um 550 v. u. Z. begannen die nach der Weltmacht strebenden persischen Herrscher ihre Feldzüge. Dabei stießen sie überall auf aramäische Stämme, in Mesopotamien ebenso wie an der Mittelmeerküste zwischen Kleinasien und der Arabischen Halbinsel. Daher verwendeten die Perser, die bereits die Meder besiegt und dann Armenien, Kleinasien, Babylonien, Syrien, Palästina und Ägypten besetzt hatten, im Verkehr mit den vielen unterworfenen Völkern das zu den semitischen Sprachen gehörende Aramäische. Die aramäische Sprache behielt diese Verbindungsfunktion auch noch, als die Macht der Perser verfiel, nachdem sie 333 v. u. Z. in der Schlacht bei Issos durch die griechisch-makedonischen Heere eine schwere Niederlage erlitten hatten. Im Grunde genommen war das Aramäische tausend Jahre lang die Verwaltungs- und Handelssprache ganz Vorderasiens. Sein Vorrang wurde erst durch die arabischen Eroberungszüge gebrochen; es wurde von der arabischen Sprache verdrängt und ersetzt.

Die Aramäer übernahmen die Buchstabenschrift von den Phönikern. Das beweisen uns Steininschriften, die 1893 bei



Ausgrabungen im nordsyrischen Zengirli entdeckt wurden. Wenn man die Buchstabenformen der aramäischen Schrift-
denkmäler aus dem 8. Jh. v. u. Z. mit dem phönikischen
Alphabet vergleicht, bemerkt man keinen wesentlichen Unter-
schied. Aber schon hundert Jahre später wich die aramäische
Schrift auffällig vom ursprünglichen Modell ab. Die bisher
eckigen Buchstaben wurden abgerundeter, und die aramäi-
schen Schriftdenkmäler aus dem 7. Jh. v. u. Z. zeigen uns
eine flüssige, kunstvoll wirkende Kursivschrift.

Die Hebräer, die Araber und die iranischen Völker übernahm-
en die aramäischen Buchstabenformen, und von diesen stamm-
ten auch die beiden altindischen Schriften ab: die Kharosthi-
schrift und die Brahmischrift. Aus der letzteren ging die heute
verwendete Dewanagarischrift hervor.

Die hebräische Schrift

Die Buchstaben im Kalender von Gezer. Die nomadischen he-
bräischen Viehzüchterstämme wanderten im 14. bis 12. Jh.
v. u. Z. nach Palästina ein und ließen sich in den fruchtbaren
Tälern Kanaans nieder. Ende des 11. Jh. v. u. Z. bildeten
sie unter Führung ihres ersten Königs *Saul* aus Judäa einen
selbständigen Staat. König *David*, der Nachfolger Sauls, dehnte
die Macht auch auf das nördliche Israel aus. Aber das
vereinigte judäisch-israelische Königreich brach schon 930 v.
u. Z. zusammen. Später fielen die Völker beider Staaten der
assyrischen Invasion zum Opfer, danach gerieten sie unter
babylonische und anschließend unter persische Oberherr-
schaft. Im Jahre 142 v. u. Z. entstand ein zweiter selbständiger
jüdischer Staat, aber er lebte keine hundert Jahre: Er wurde
zu einer Provinz Roms, das stark nach Osten expandierte.
Als die Juden gegen die Unterdrückung rebellierten, wurden
sie von den Römern in möglichst weit von ihrer Heimat ent-
fernte Gegenden, nach Osten und nach Westen, ausgesiedelt.

Vielleicht ist es mit dem wechselvollen Schicksal des jüdi-
schen Volkes zu erklären, daß aus der Zeit vor dem Königreich
keinerlei schriftliche Denkmäler erhalten sind. Wir wissen,
daß die Keilschrift in ganz Palästina verwendet wurde. Später
übernahm man die der phönikischen in vielem ähnliche



Hebräische Quadratschrift in einer Haggadah aus dem 14. Jahrhundert

kanaanäische Buchstabenschrift, also die gleichen eckigen, schlanken Zeichen, wie sie die Einwohner von Byblos benutzten. Das älteste Denkmal dieser kanaanäischen Schrift ist der sogenannte Kalender von Gezer, der 900 v. u. Z. entstand und auf einer 9 × 13 cm großen Kalksteinplatte sieben Zeilen in althebräischer Schrift zeigt. Die Platte wurde 1908 in der Nähe von Emmaus entdeckt. Sie enthält die nach den jeweils fälligen Landarbeiten benannten Monatsnamen.

Die Entstehung der Quadratschrift. Einen Wendepunkt in der Geschichte der hebräischen Schrift brachte die babylonische Gefangenschaft. Zwischen 598 und 586 v. u. Z. siedelte *Nebukadnezar* einen großen Teil des jüdischen Volkes gewaltsam nach Babylonien aus, und als ihnen fünfzig Jahre später der persische Herrscher *Kyros* die Heimkehr gestattete, waren sie der phönikisch-hebräischen Schrift bereits untreu geworden. Nach ihrer Rückkehr im 6. bis 5. Jh. v. u. Z. verwendeten sie zwar auch noch die kanaanäischen Buchstaben, doch wurden diese zunehmend von den rundlichen, flexiblen aramäischen Buchstaben verdrängt, ohne daß an deren Form vorerst etwas geändert wurde.

Im Laufe der Zeit jedoch – ungefähr innerhalb von 200 Jahren – entwickelten sich die spezifischen, bis zum heutigen Tag beibehaltenen Buchstabentypen, die Quadratschrift bildend, bei der jeder Buchstabe ein kleines Quadrat füllt. Die Linksläufigkeit der Schrift wurde beibehalten, und wenn wir ein hebräisches Buch zur Hand nehmen, müssen wir es von links aufblättern.

Alle Konsonantenschriften hatten den Nachteil, daß das Lesen eines geschriebenen Textes Unsicherheiten aufwarf, weil die Vokale nicht angegeben waren. Diese Gefahr bestand sogar bei gedrängt und in großer Zahl zusammenlebenden Menschen eines Volkes, wo das richtige Lesen sich von Mund zu Mund fortpflanzte. Die Juden aber waren gewaltsam verstreut worden, ihre Sprache wurde eine tote Sprache, und das alles erhöhte die Schwierigkeiten beim Lesen noch. Anfangs versuchte man sich so zu helfen, daß man die Buchstaben der sogenannten Halbkonsonanten auch als Vokale einsetzte (das *Alef*, das ursprünglich einen Gutturallaut bezeichnete, als *a*, das *j* als *i*, das *w* als *u* und das *h* als *o*). Doch das genügte nicht, die unterschiedliche Auslegung geschriebener Textstellen zu ver-

meiden. Deshalb ging man – wahrscheinlich dem Beispiel der Syrer folgend – allmählich dazu über, Punkte und Striche als diakritische, d. h. die Aussprache angegebende Zeichen zu verwenden. Im 5. und 6. Jahrhundert bildeten sich zwei Varianten dieser Schreibweise heraus: die palästinensische und die babylonische. Sie gaben die Vokale an, indem sie Punkte über die Konsonanten setzten. Doch die späteren Bibelausgaben hielten sich nicht daran, sondern an das gegen Ende des 8. Jahrhunderts eingeführte tiberische System. Die Stadt Tiberias in Galiläa, am See von Genezareth, war damals das Zentrum des Bibelstudiums, und dort kennzeichnete man die Vokale mit Punkten und Strichen, die unter und über die Buchstaben gesetzt wurden.

Die Quadratschrift diente als Grundlage für die hebräischen Druckbuchstaben sowie die spanische (sephardische), polnisch-deutsche (aschkenasische), levantinische und marokkanische Variante der modernen hebräischen Schrift. Ihre Verwendung beschränkte sich jahrhundertlang auf den religiösen Gebrauch, bis 1948 der neue Staat Israel entstand. Nun wurde das Hebräische wieder zur Amts- und Staatssprache (das Ivrit). Sein Wortschatz wird, den Erfordernissen des heutigen Lebens entsprechend, ständig erweitert.

Die arabischen Schriften

Die kufische Schrift. Durch die Eroberungen *Mohameds* und das spätere Wirken Abu Bekrs, vor allem aber des Kalifen *Omar* (634–644) entstand der mohammedanische Staat, der die arabischen Stämme religiös und politisch vereinigte. Wenig später schon schwärmten diese Stämme unter der Losung aus, den Islam zu verbreiten, und zogen unaufhaltsam vorwärts, durch Ägypten, durch das nordafrikanische Küstenland und im Jahre 711 sogar über die Meerenge von Gibraltar hinweg bis nach Iberien. In dem Riesengebiet zwischen Samarkand und Cordoba mußten sich ihrer Macht unter anderem Aramäer, Syrer, Perser, Türken, Ägypter und Berber beugen. Wo die Araber herrschten, triumphierte der Islam, und zum Zeichen seiner Macht wurden überall zwischen dem Atlantischen Ozean und Indien die schlanken Türme der Minarette erbaut.

قديماً هو الله وأدنى رسولاً بالهدى
 من المولى كرهه على الله وكله
 بالله شهيداً

هذا هو رسول الله وأدنى
 معه أشد على الكفار حمايتهم
 يهدى كعادتهم أحوالهم
 مؤالاه ودنووا شيعتهم
 منهم مؤالاه السيرة حاكم
 منهم مؤالاه في الأسير كورع
 كاه فاذره فاستعلك فاك
 مؤالاه على سيرة حاكم
 مؤالاه مؤالاه مؤالاه
 مؤالاه مؤالاه مؤالاه

Eine Seite des Korans in kufischer Schrift

Die nomadisierenden Araber hatten in den ersten Jahrhunderten u. Z. engen Kontakt zur Kultur der Aramäer. Ihre Beziehungen zu den Völkern im Norden der Arabischen Halbinsel beschränkten sich nämlich nicht auf den Handel, sondern führte auch zur Übernahme kultureller Werte. Den Einfluß der mediterranen Völker zeigt die im 1. Jh. v. u. Z. entstandene nabatäische Schrift, die zur Quelle für die späteren Varianten der arabischen Schrift wurde.

Den Aramäern war die Buchstabenschrift schon seit tausend Jahren bekannt, und ihre Kursivbuchstaben zeugen von einem

hohen Entwicklungsgrad zu der Zeit, als sie von den Nabatäern übernommen wurden. Als unwiderlegbare Beweise dafür, daß die Araber tatsächlich durch die Vermittlung der Aramäer die Buchstabenschrift erhielten, dienen der Grabstein von Nemara aus dem Jahre 328 und eine griechisch-syrisch-arabische Inschrift aus dem Jahre 512, die in der Nähe von Aleppo (heute Haleb) entdeckt wurde. In der letzteren erscheinen bereits Zeichen, die im aramäischen Alphabet nicht vorkommen, und sie deuten auf Laute hin, die im Arabischen als einziger semitischer Sprache bekannt sind. Auch die Araber schrieben und schreiben von rechts nach links.

Ein erster, bedeutsamer Meilenstein in der selbständigen Entwicklung der arabischen Schrift ist die kufische Schrift, die sich im 7. Jahrhundert verbreitete; ihren Namen verdankt sie der Stadt Kufa. Kufa war der kulturelle Mittelpunkt der arabischen Kultur in Mesopotamien, und an der dortigen Hochschule wurde eine steife, aber sehr dekorative Schrift gelehrt. Die dort ausgebildeten Kalligraphen (Schönschreiber) spielten eine wichtige Rolle bei der Verbreitung dieser Schriftart.

Auch das kostbarste Werk der arabischen Literatur und der mohammedanischen Religion, der Koran, wurde mit kufischen Buchstaben niedergeschrieben. Sine qua non gewann der nordarabische Dialekt von Mekka literarischen Rang, wurde die kufische Schrift zur monumentalen Zierschrift der arabischen Welt. In Stein gemeißelt oder im Metallgegenstände geschnitten, in Keramik gebrannt und in Teppiche gewebt, begegnen wir ihr immer wieder. Auch die Münzen arabischer Herrscherfamilien waren mit kufischen Schriftzeichen geschmückt. Eine besonders zierreiche Variante, das Blumen-Kufi, wurde nur zum Abschreiben des Korans angewandt.

Das Neschi verdrängt das Kufi. Neben dem Kufi entwickelte sich noch in vorislamischen Zeiten ein weicherer Kursivtyp der arabischen Schrift, das Neschi. Die raschen Eroberungen der Kalifen verliehen der Schriftkundigkeit einen Aufschwung, und auch die arabischen Handelskarawanen, die bis in die fernsten Länder gelangten, trugen zur Verbreitung der Schrift bei. Jahrhundertlang existierten die beiden Schriften nebeneinander, und erst im 11. Jahrhundert wurde das Kufi gänzlich vom Neschi verdrängt.

Die arabische Schrift kennt 28 Konsonanten, doch die von den Aramäern übernommene Schrift bestand nur aus 22 Mitlauten. Das Problem der fehlenden Zeichen löste man, indem man den Lautwert mancher Buchstaben durch Hinzufügen von einem, zwei oder drei Punkten – als diakritische Zeichen – veränderte.

Das Arabische ist immer eine lebende Sprache gewesen, es wurde von vielen Millionen Menschen gesprochen, und deshalb verursachte das Fehlen von Zeichen für die Vokale keine solchen Unsicherheiten wie bei der hebräischen Schrift. Dennoch konnte die richtige Auslegung der Suren des Korans gefährdet sein, denn zwischen dem 8. und 9. Jh. u. Z. suchte man nach Wegen, auch die Vokale zu bezeichnen. Die arabischen Sprachgelehrten vertraten die Ansicht, die Schrift brauche nur drei Grundvokale (a, i, u) anzugeben. Zwei davon drückten sie mit einem Zeichen über dem Buchstaben, eines mit einem Strich unter dem Buchstaben aus, und zwar folgendermaßen: $a = \smile$, $u = \smile$, $i = \smile$. Das a ist manchmal als e, das u manchmal als o zu lesen. Eine solche Schreibweise setzt die perfekte Sprachkundigkeit des Lesers voraus und beugt noch nicht allen Mißverständnissen vor.

Die dekorative Funktion der Schrift. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß der Islam die Darstellung von Menschen und Tieren untersagt. Deshalb wurde es bei den mohamedanischen Völkern üblich, die künstlerische Kalligraphie zu dekorativen Zwecken zu benutzen. Mit Schrift schmückte man Gebrauchsgegenstände, Armreifen, Schalen, Tassen und auch Gebäude, vor allem die Fassaden- und Innenwandflächen großer Moscheen. Die Türken und Perser hielten bei der Gestaltung ihrer sakralen Bauten das Verbot der Darstellung von Lebewesen ein, betrachteten es aber nicht als verbindlich für weltliche Bücher. Diesem Umstand verdanken wir viele unvergleichlich schöne Werke der türkischen und der persischen Miniaturmalerei.

Die persische und die türkische Schrift. Mit dem Islam breitete sich auch die arabische Schrift aus. Nicht nur die von den arabischen Kalifen beherrschten Perser, Türken, Afghanen und nordafrikanischen Berber übernahmen die leicht und schnell schreibbaren arabischen Buchstaben, sondern alle Völ-



Reise auf dem Euphrat. Persische Miniatur, 1223

ker, die zum mohammedanischen Glauben bekehrt wurden, die Suahelis Ostafrikas ebenso wie die islamischen Einwohner von Madagaskar, Hindustan, Madras und Malakka. Hinsichtlich der Verbreitung stellte die arabische Schrift lange Zeit eine Konkurrenz für die lateinische dar.

Ihre verschiedenen Abarten kamen vor allem auf zwei Entwicklungswegen zustande. Zum einen bildeten sich in der islamischen Welt mehrere selbständige kulturelle Zentren heraus,

zwischen denen jedoch wegen der enormen geographischen Entfernungen nur spärlicher Kontakt bestand. Dieser Umstand ließ spezifische, örtliche Schrifttypen entstehen. Eine solche regionale Variante ist die Schrift der nordafrikanischen Staaten westlich Ägyptens, des sogenannten Maghreb (arab. Westen). Zum anderen begannen hauptsächlich die Türken und Perser auf verschiedenen Gebieten des Geisteslebens – gewissermaßen nach Sachgebieten differenziert – unterschiedliche Schrifttypen einzuführen.

Die Perser schrieben religiöse und juristische Arbeiten unverändert im Neschi, aber im kommerziellen und familiären Schriftverkehr bevorzugten sie die Schikästaschrift, die viele unvorschriftsmäßige Buchstabenverbindungen zuläßt, und literarische Werke wurden mit Vorliebe in der eleganten Nestaligschrift abgefaßt. Das Besondere an diesem Typ war, daß er nicht nur waagerecht, sondern auch von rechts nach links, schräg geneigt, geschrieben wurde. In den mit farbigen Miniaturen geschmückten persischen Kodexen kann man dieser Schriftart häufig begegnen.

Die osmanischen Türken entwickelten für den Kanzleigebrauch das Diwani. Literatur wurde mit der von den Persern entlehnten Taliqschrift geschrieben. Auch andere Varianten waren bekannt, aber diese lernten bloß die berufsmäßigen Kalligraphen. Die weitaus meisten Türken kannten nur das im Alltag verwendete und weniger gefällige Rika.

Die arabische Schrift auf nichtsemitische Sprachen anzuwenden war vor allem wegen der mangelhaften Bezeichnung der Vokale sehr schwierig. Die Einzwängung von Sprachen mit anderen Lautsystemen in die Schranken der arabischen Schrift löste unüberwindliche Probleme aus, in vielen Fällen fehlte dem Lesenden jede Gewißheit über den Textinhalt. Die richtigen Laute und der richtige Sinn waren oft nur zu erraten. Es ist daher verständlich, daß seit Anfang unseres Jahrhunderts mehrere Völker von der arabischen Schrift abgingen. So erklärte 1926 ein in Baku veranstalteter Kongreß der Turkologen, daß die Türken und die Tataren künftig die lateinische Schrift statt der arabischen benutzen würden. Entsprechend beschloß die türkische Nationalversammlung am 3. November 1928, nach gründlichen Vorbereitungen die lateinische Schrift zu übernehmen. Die in der Sowjetunion lebenden türkischen Völker gingen aber letzten Endes doch nicht zu den

lateinischen Buchstaben über, sondern benutzen die kyrillische Schrift zur Wiedergabe ihrer eigenen Sprache.

Die Verbreitung der Papierherstellung. Wohl bei keinem Volk findet sich eine solche Vielfalt an Schreibmaterialien wie bei den Arabern. Anfangs schrieben sie auf Pergamentbögen, aber sie benutzten auch Steintafeln, Tongefäße, Palmenblätter und sogar Kamelknochen. Auch arabische Texte auf Papyrus sind überliefert. Schließlich aber wurden alle anderen Materialien vom Papier verdrängt.

Jahrhundertlang war das Geheimnis der Papierherstellung nicht über die Grenzen Chinas hinausgedrungen. Erst 751, nach der Schlacht von Talas, trat eine Wende ein: Das Papier begann seinen Siegeszug um die Welt.

Die Truppen des Kalifen von Bagdad nahmen in dieser Schlacht viele Chinesen gefangen, von denen einige Meister in der Papiergewinnung waren. Sie richteten in Samarkand für die Araber die erste Werkstatt ein, in der Papier hergestellt wurde. Einige Jahrzehnte später begann die Papiererzeugung in Bagdad, Damaskus, Kairo, und sie verbreitete sich überall dort, wo damals die Araber herrschten. Auch die erste Papiermühle in Europa wurde von Arabern gegründet, und zwar um 1150 bei Valencia in Spanien.

In Italien entstand 1276 die erste Papiermühle, und obwohl Ende des 13. Jahrhunderts bereits überall in Europa Papier verwendet wurde, gründete man Papiermühlen in den verschiedenen Ländern Europas in großer Zahl erst im 14. Jahrhundert. Beim weiteren Aufschwung der Papierherstellung spielte die Erfindung Gutenbergs, der Buchdruck, eine große Rolle.

Die griechische Schrift

Zwei Blütezeiten. Mit größtem Interesse verfolgten die Wissenschaftler im vergangenen Jahrhundert die Arbeit der Archäologen, die – unter Mitwirkung von Sprachwissenschaftlern und Schrifthistorikern – die großen, versunkenen Kulturen Vorderasiens und Ägyptens ausgruben. Doch gab es auch anderswo Überraschungen. In den achtziger Jahren und dann zu Beginn unseres Jahrhunderts förderten Grabungen unter

der Leitung *Schliemanns* bzw. *Evans'* großartige Denkmäler der ägäischen Kultur zutage, die von einer hochentwickelten Kultur in Südosteuropa im 2. Jahrtausend v. u. Z. zeugen. Ihre Blütezeit erlebte sie von 1700 bis 1100 v. u. Z. in dem nach Mykene benannten Zeitabschnitt.

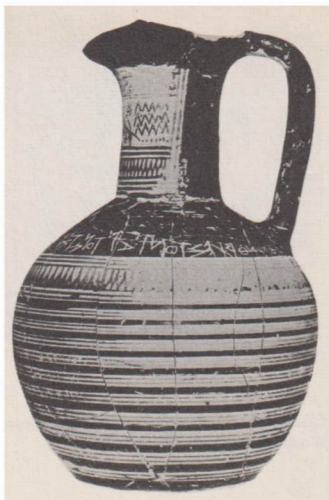
Mykene wurde von griechischen Stämmen gegründet, und auch seinen Untergang besiegelten Griechen: die von Epiros südwärts gewanderten Dorer. Ihr Wüten führte zum Verfall der Kulturen Attikas und des Peloponnes. Erst vom 8. Jh. v. u. Z. an entwickelten sich erneut Stadtstaaten. Sie brachten in wenigen Jahrhunderten überaus große Werte hervor, vor allem in der Philosophie und den Künsten, und führten die griechische Kultur zu einer neuen Blüte.

Die Griechen übernehmen das phönikische Alphabet. Der griechischen Mythologie nach bestieg *Kadmos*, Sohn des phönikischen Königs *Agenor*, mit zahlreichem Gefolge in Tyros das Schiff, um seine schöne Schwester Europa zu suchen, die von Zeus (in der Gestalt eines Stiers) geraubt worden war. Bei seinen Kreuzfahrten durch die griechische Inselwelt gelangte Kadmos schließlich nach Böotien, wo er die Stadt Theben gründete und die Griechen mit der Buchstabenschrift beschenkte.

Daß Kadmos in der Geschichte der Schrift eine Rolle gespielt haben soll, behauptet auch *Herodot* (484–425 v. u. Z.) im 5. Band seines großen Geschichtswerkes: „Die mit Kadmos gekommenen Phöniker brachten . . . viele Wissenschaften nach Hellas, unter anderem die Wissenschaft vom Schreiben, die den Hellenen vorher, wie ich meine, nicht bekannt war.“

Die Abstammung des griechischen Alphabets aus Phönikien ist keine bloße Behauptung der Mythologie; neben der Darstellung Herodots, des Vaters der Geschichtsschreibung, gibt es eine Vielzahl konkreter, gegenständlicher Beweise dafür.

Der erste ist die Ähnlichkeit der Buchstabenbezeichnung. Das phönikische Alef heißt griechisch Alpha, Beth = Beta, Gimel = Gamma, Daleth = Delta und so weiter. Die Buchstabennamen besitzen im Phönikischen eine Bedeutung, im Griechischen jedoch kennzeichnen sie nur den Buchstaben. Einer Erklärung bedarf der Laut *a* am Ende der Buchstabennamen. Es ist eine Eigentümlichkeit der griechischen Sprache, daß sie insgesamt sieben Konsonanten kennt, die am Wortende



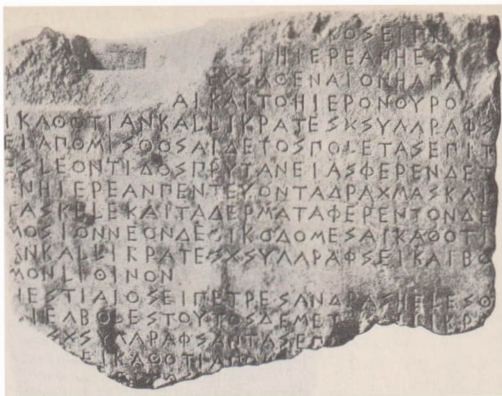
Die Dipylonkanne

vorkommen können. Deshalb setzte man an die Buchstaben-namen, die nicht auf einen dieser sieben Konsonanten endeten, der Natur der Sprache entsprechend, ein A an.

Der zweite und ausschlaggebende Beweis besteht in der Übereinstimmung der Buchstabenformen. Die der ältesten bekannten griechischen Inschriften stimmen sozusagen völlig mit den Buchstaben überein, die auf dem Steinsarkophag des Königs Ahiiram gefunden wurden.

Einen dritten Beweis liefert die Reihenfolge der Buchstaben des griechischen Alphabets. Abgesehen von einer geringfügigen, bedeutungslosen Abweichung, die sich mit der Entwicklung ergab, folgen die Buchstaben der beiden Alphabete in gleicher Reihenfolge aufeinander.

Schließlich noch einen vierten Beweis: Auf den ältesten griechischen Denkmälern läuft die Schrift von rechts nach links. Betrachten wir die Inschrift des wertvollsten griechischen Schriftdenkmals, der Dipylonkanne von Athen aus dem 8. Jh. v. u. Z.: Die Schrift läuft von rechts nach links um die



Griechische Steininschrift (frühen Ursprungs, wie das Fehlen von Wortzwischenräumen zeigt)

Kanne. Diese wurde übrigens in der Nähe des einstigen Doppeltors von Athen bei der archäologischen Erschließung einer antiken Begräbnisstätte entdeckt, und die Inschrift lautet in freier Übersetzung: Der Tänzer gewinnt sie, der sich am graziösesten bewegt.

Doch die Griechen hielten sich nicht lange an die von den Phönikern übernommene Linksläufigkeit der Schrift. Schon im 7. Jh. v. u. Z. tauchten Inschriften auf, deren Buchstaben in einer Zeile von rechts nach links und in der anderen von links nach rechts verliefen. Man ging also zur *bustrophedonen* (d. h. abwechselnd links- und rechtsläufigen) Schreibweise über. Dabei sind die Buchstaben, je nach der Schriftrichtung, nach rechts oder nach links gerichtet (ΕΚΡ–ΞΥΡ). Aus dem 7. und 6. Jh. v. u. Z. sind zahlreiche *bustrophedone* Schriftdenkmäler erhalten; doch wurde in den Inschriften die Rechtsläufigkeit immer häufiger, und nach 500 v. u. Z. setzte sie sich endgültig durch.

Die Übernahme der Buchstabenschrift wurde dadurch stark beeinflusst, daß das phönikische Alphabet von den gesproche-

nen Lauten nur die Konsonanten schrieb, während im Griechischen die Vokale eine gleiche Rolle spielten wie die Konsonanten; also mußten auch sie bezeichnet werden.

Die Griechen übernahmen die 16 Buchstabenzeichen des phönikischen Alphabets unverändert für ihre Konsonanten und bedienten sich zur Wiedergabe der Vokale jener Buchstaben, die, geht man vom Lautsystem der griechischen Sprache aus, nicht benötigt wurden. Es bot sich geradezu an, das Alef als *a*, das He als geschlossenes *e*, das Heth als langes, offenes *e* und das Ajin als kurzes *o* zu sprechen. Aus dem Jot entstand das *i*, und zur Niederschrift des Lautes *u* verwendete man das im phönikischen Alphabet an sechster Stelle stehende Waw, den Laut *w*; man fügte also keinen neuen Buchstaben ein. Das *y* lautete im klassischen Griechisch bereits als *ü*, und für das lange *o* schuf man schließlich das Omega Ω. Eine griechische Erfindung stellen die in das Alphabet aufgenommenen drei Konsonantenpaare *ph* Φ, *ch* χ und *ps* Ψ dar.

Auf diese Weise entstand das ursprünglich 26 Buchstaben zählende griechische Alphabet. Von diesem ging jedoch bereits im 7. Jh. v. u. Z. das Digamma verloren, und die Inschriften aus dem 6. Jh. v. u. Z. weisen auch das Koppa nicht mehr auf. Mit dem Verschwinden dieser beiden Buchstaben endete die Herausbildung des griechischen Alphabets, das sich nun mit 24 Buchstaben stabilisierte.

Das dorische und das ionische Alphabet. Namhafte Vertreter der griechischen Philologie meinen, die Griechen hätten im 10. Jh. v. u. Z. die phönikische Schrift übernommen. Einige italienische und deutsche Forscher geben allerdings das 8. Jh. v. u. Z. als Entstehungszeit des griechischen Alphabets an.

Von größerer Bedeutung als diese umstrittene Frage ist die Feststellung, daß sich im Laufe der Zeit mehrere lokale Varianten der archaischen griechischen Schrift entwickelten. Der deutlichste Unterschied zeigt sich zwischen der östlichen (ionischen) und der westlichen (dorischen) Variante. Wenn wir das Alphabet der beiden Schriften aufmerksam betrachten, stellen wir fest, daß sich in neun Fällen auffällige, bedeutende Abweichungen in der Buchstabenform ergeben. Auf einem großen Teil der griechischen Halbinsel, von Thessalien bis zum Südpfingel des Peloponnes, verbreitete sich das westliche,

an der ägäischen Küste Kleinasiens und auf vielen Inseln das östliche Alphabet.

Das nun sind die dorische und die ionische Variante der betreffenden Buchstaben:

östliche (ionische) Buchstaben: Γ Δ Κ Λ Μ Π Ρ Ξ Υ

westliche (dorische) Buchstaben: < D K L M P R S V

Lautwert: g d k l n p r s v

Vom 5. Jh. v. u. Z. an wurde der ionische Einfluß in Attika immer stärker, und auch die ionische Prosa fand immer größere Verbreitung. Damit setzten sich in wachsendem Maße auch der ionische Dialekt und die ionischen Buchstaben durch. Eigentlich störte dieser Einfluß in Athen die einheitliche Schriftpraxis; man ging dazu über, die unterschiedlichen Buchstabenformen im Wechsel zu verwenden. Da setzte der Rhetor *Archinos* – offenbar mit der Absicht, die Schwankungen zu beseitigen

und die lokalen Varianten zurückzudrängen – durch, daß die ionische Schrift zur offiziellen Schrift erklärt wurde. Diese im Jahre 403 v. u. Z. gefällte Entscheidung führte dazu, daß die ionische Schrift die Entstehung einer einheitlichen griechischen Kultur förderte, indem sie zum klassischen griechischen Alphabet wurde.

Die Buchstaben der griechischen Steininschriften bezeichnet man gewöhnlich als Monumental- oder Kapital-

Alpha	Α	Ny	Ν
Beta	Β	Xi	Ξ
Gamma	Γ	Omikron	Ο
Delta	Δ	Pi	Π
Epsilon	Ε	Rho	Ρ
Zeta	Ζ	Sigma	Σ
Eta	Η	Tau	Τ
Theta	Θ	Ypsilon	Υ
Jota	Ι	Phi	Φ
Kappa	Κ	Chi	Χ
Lambda	Λ	Psi	Ψ
My	Μ	Omega	Ω

Das klassische griechische Alphabet

schrift. Von ihren Buchstabenformen gingen die auf Papyrus geschriebene Buchschrift und ebenso die volkstümlichen Kursivschriftvarianten aus. Unter den Ptolemäern in Ägypten und später auch in Rom verwendete man eine mit kleinen Linien und Häkchen verzierte, ein wenig schnörklige amtliche Variante der griechischen Schrift. Alle diese Varianten wurden jedoch vom 3. Jh. v. u. Z. an von der rundlich geformten Unzialschrift verdrängt. Dieser Typ gewann eine unvergleichliche Popularität, und seine Buchstabenformen sind in der griechischen Schrift noch heute lebendig.

Alle erwähnten Typen bestanden ausschließlich aus Großbuchstaben; Kleinbuchstaben waren den alten Griechen unbekannt. Die griechische Minuskel (der Kleinbuchstabe) tauchte erst im 9. Jh. u. Z. auf; aber die Unzialschrift blieb auch danach gebräuchlich. Mit ihr wurden unverändert die Kirchenwerke und die byzantinischen Inschriften verfaßt. Von der unvergleichlichen Lebensfähigkeit der Unzialschrift zeugt es, daß die alten Drucker, die die griechischen Druckbuchstaben entwickelten, die Form der Kleinbuchstaben aus der Kursivschrift entnahmen, während sie für die Großbuchstaben auf die so beliebte Unzialschrift zurückgriffen.

Der lateinische Buchstabe und seine Entwicklung

Rom und die griechische Kultur. Rom wurde um 750 v. u. Z. gegründet, indem sich die Siedlungen auf den sieben Hügeln am Tiber zu einer Stadt vereinigten. Die Römer lebten zu jener Zeit unter etruskischer Herrschaft, und erst hundert Jahre später konnten sie sich in einem blutigen Aufstand die Unabhängigkeit erkämpfen. Bald schon begannen sie, einen eigenen Staat aufzubauen.

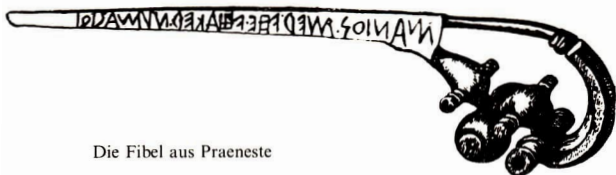
Die hochgradig militarisierte römische Republik erstarkte rasch und dehnte ihre Macht zuerst auf Mittelitalien und dann allmählich auf alle Völker der Apenninenhalbinsel aus. Es folgten die Punischen Kriege um die Vorherrschaft im Mittelmeer und der Sieg über Hannibal. Danach begannen die römischen Legionen in den hellenisierten Osten vorzudringen; 200 v. u. Z. erreichten sie die Küsten der Balkanhalbinsel. Inner-

halb von drei Jahren brachen sie die Macht Makedoniens. Dem König Philippos entrissen sie die Besitztümer in Kleinasien, im Ägäischen Meer und in Griechenland, dabei fielen ihnen riesige Kriegsbeuten in die Hände. Nicht nur Meisterwerke griechischer Bildhauerei aus Bronze und Marmor gelangten in großer Zahl nach Rom, es kamen auch zahlreiche griechische Philosophen, Schriftsteller und Schauspieler. Im Alltagsleben bürgerten sich griechische Bräuche ein, und alles, was aus Griechenland stammte, wurde hier begeistert aufgenommen.

Der Ursprung der lateinischen Buchstaben. Jahrhunderte hindurch war die Auffassung allgemein verbreitet, die lateinischen Buchstaben stammten unmittelbar von den griechischen ab; doch die Untersuchungen der Schrifthistoriker und Sprachwissenschaftler stellten diese Hypothese in Zweifel. Schon 1882 äußerte der deutsche Historiker *Theodor Mommsen* in einer Abhandlung über die Schrift der Römer, es habe sich eine parallele Übernahme vollzogen, die Schrift der Etrusker und die der Griechen hätten also gleichzeitig auf die Herausbildung der lateinischen Buchstaben eingewirkt.

Das Problem wurde 1920 von *Magnus Hammarström* gelöst. Er bewies mit überzeugenden Argumenten, daß die Römer die Buchstabenschrift von den Etruskern und nur vier im Etruskischen fehlende Buchstaben (B, D, O, X) später von griechischen Siedlern übernommen haben.

Einer der Beweise Hammarströms für den etruskischen Ursprung der lateinischen Schrift ist, daß bei den Römern jegliche griechische Buchstabenbezeichnung (alpha, beta, gamma usw.) fehlt, daß sie vielmehr, ähnlich den Etruskern, die Konsonanten ihres Alphabets vornehmlich so aussprechbar machten, daß sie einen Vokal hinzufügenen. Aber andere Beweise fallen noch stärker ins Gewicht. Die Etrusker fanden früher als die Römer Kontakt zu den Griechen, dessen nachhaltigstes Ergebnis darin bestand, daß die Etrusker die Buchstabenschrift erlernten. Doch dieser hochbedeutsame kulturelle Einfluß ging von Griechen aus, die die westliche Abart ihrer Schrift auf die Apenninenhalbinsel mitgebracht hatten. Die Etrusker und von diesen die Römer übernahmen also nicht die klassischen griechischen Buchstabenformen. Bei mehreren Buchstaben war der Unterschied ganz erheblich.



Die Fibel aus Praeneste

Darüber hinaus wies die Lautbildung bzw. Aussprache des Etruskischen die Besonderheit auf, daß nicht zwischen stimmhaften und stimmlosen Verschllußlauten, z. B. zwischen *b* und *p*, *d* und *t* sowie *g* und *k*, unterschieden wurde. Um diese sechs Laute zu schreiben, benötigten sie nur drei Buchstaben. Sie verzichteten auf die griechischen Buchstaben für *b* und *d*, das Beta und das Delta, und für das stimmlose *k* verwendeten sie – ziemlich inkonsequent – das Kappa. Um *g* und *k* zu schreiben, benutzten sie den aus dem Gamma gebildeten, ein wenig umgestalteten Buchstaben *C*, den sie neu in ihr Alphabet aufnahmen.

Die Römer jedoch konnten auf die Buchstaben *B* und *D* sowie das im Etruskischen gleichfalls fehlende *O* nicht verzichten; diese und das *X* übernahmen sie von den griechischen Siedlern Süditaliens. Auch der doppelte Lautwert des Buchstabens *C* störte sie. Deshalb wurde unter *Appius Claudius Caecus* – der übrigens als Zensor die Heerstraße *Via Appia* bauen ließ – entschieden, daß das *C* nur zum Sprechen des *K* verwendet werden durfte; für den Laut *g* veränderte man das Zeichen *C*, indem man an den unteren Haken einen kleinen, gekrümmten Aufstrich anfügte. Gleichzeitig wurde aus dem Alphabet das *Z* entfernt, an seine Stelle trat das *G*. So ergab sich folgende Reihenfolge: A, B, C, D, E, F, G, H, I, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, V, X, Y.

Übrigens gab es neben dem *C* noch mehr Buchstaben mit doppeltem Lautwert im lateinischen Alphabet: Das *I* diente nicht nur zur Bezeichnung des Lautes *i*, sondern auch des Lautes *j*, und das aus dem phönikischen Waw hervorgegangene *V* wurde z. T. als *w*, z. T. als *u* gelesen, je nachdem, wie es seine Stellung innerhalb des Wortes verlangte. Diesen Mangel wollte Kaiser *Claudius* (Regierungszeit 41 bis 54) beseitigen. Er führte eine Schriftreform durch, die sich auf drei Buchstaben bezog. Dabei war die Einführung eines besonderen

Buchstabens für den Laut *w* der wichtigste Punkt: Für diesen sollte ein umgekehrtes Digamma (Ϝ) stehen. Denkmäler, die während seiner Regierungszeit aufgestellt wurden, zeigen Spuren dieser Reform, aber der vom Kaiser erfundene Buchstabe vermochte sich nicht durchzusetzen und verschwand nach Claudius' Tod rasch wieder aus dem Schriftgebrauch. Erst Jahrhunderte später merzten die Skriptoren in den Abschreibewerkstätten der mittelalterlichen Klöster diesen Mangel aus, indem sie dem Laut *u* auch in den lateinischen Texten einen eigenen Buchstaben zuwiesen. In den Schriftdenkmälern kommt der Buchstabe *U* jedoch nie vor; die Laute *u* und *w* wurden einheitlich mit dem Zeichen *V* wiedergegeben.

Mehrere Schrifthistoriker versuchten nachzuweisen, daß die Lateiner schon vor der Gründung Roms der Buchstabenschrift kundig waren; doch die ältesten erhaltenen Denkmäler widersprechen dieser Behauptung, denn weder die Praenester Fibel noch der Lapis niger Romuli (der „schwarze Stein des Romulus“) entstanden früher als um 600 v. u. Z. Auf der als Praenester Fibel bekannten, prunkvollen Goldspange erkennen wir eine leicht lesbare, kurze Inschrift: MANIOS MED FHE FHAKED NYMASIOI. Sie besagt, daß Manios Goldschmied war und dieses schöne Schmuckstück für Numasio herstellte. Der „schwarze Stein“ wurde 1899 bei Grabungen am Forum zu Rom entdeckt, als man nach Romulus' Grab suchte. Der Text des Lapis niger ist unleserlich. Wissenschaftler, die sich eingehend mit ihm befaßt haben, vermuten, er enthalte irgendeine Fluchformel.

Die römische Kapitalschrift und ihre Abkömmlinge. Am Anfang war die Form der lateinischen Buchstaben – wie die ihrer phönikischen, griechischen und etruskischen Vorläufer – steif und eckig. Im Verlauf der Jahrhunderte erfuhren die Buchstaben der Römer jedoch beträchtliche Veränderungen. Auf den Statuen, Obeliskten, Reliefs und Triumphbögen erschienen geschmackvolle Zeichen. Ihre gefällige Form bildete sich vermutlich so heraus, daß die Künstler, die die Denkmäler entwarfen, auch die Inschriften vorzeichneten. Mit dem Wechsel von dicken und schlanken Linien brachten sie einen feinen Rhythmus in die Zeilen; sie ließen sich also bei ihrer Arbeit nicht nur von geometrischer Genauigkeit leiten, sondern auch von ihrer Vorstellungskraft. Eine schöne Verzierung der



Grabstein eines Offiziers der XV. Legion (römische Kapitalis)

Buchstaben ist der eigenwillige Abschluß der Schäfte: Die alten römischen Steinmetze setzten den Meißel noch einmal am oberen sowie am unteren Ende des Schaftes an und schlugen mit einem einzigen Hammerschlag ein senkrecht zum Schaft stehendes Köpfchen bzw. Füßchen heraus. Ohne Zweifel wurde die Entwicklung der graziösen Formen dieser Buchstaben auch von der Steinmetztechnik beeinflußt.

Die Inschriften, die sich an Gebäuden, Säulen und Statuensockeln des antiken Roms finden, bezeichnen wir als Monumental- oder Kapitalschrift.

Die Kapitalis ist nach unseren heutigen Begriffen eine Großschrift, d. h., sämtliche Buchstaben passen zwischen zwei parallele Linien, sind also gleich hoch. Weiter ist auffällig, daß auf den frühesten Denkmälern die Worte nicht durch einen

kleinen Zwischenraum voneinander getrennt sind: Die Schrift läuft ohne Unterbrechung (*scriptio continua*). Punkte, die den Raum zwischen Worten ausfüllen, tauchten im 3. Jh. v. u. Z. auf. (Man setzte sie in halber Höhe der Buchstaben.)

Handschriftlich wurde natürlich mit anderen Buchstaben geschrieben: In den Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung war die Quadrata der einzige Buchstabentyp, in dem Bücher verfaßt wurden; später aber verdrängte die im 1. Jh. u. Z. entstandene Rustika diesen breiten, viel Platz beanspruchenden Buchstaben. Die Rustikalschrift weist übrigens keine plumpen, „bäuerlichen“ Formen auf, sondern ein wenig gestreckte, schlanke, leicht schreibbare Buchstaben. (Die Bezeichnung bezieht sich vielleicht eher auf die Abkehr von der geometrischen Exaktheit.) Auch die Rustika ist auf vielen Papyrus- und Pergamentdenkmälern erhalten geblieben, in Pompeji wurde sie sogar auf Häuserwände gemalt, wie aus der Lava des Vesuvs ausgegrabene Ruinen beweisen. Wenn die Römer auf Wachstafeln schrieben, taten sie das mit den improvisierten, flüchtig hingeworfenen Kursivbuchstaben der Kapitalis. Mit Kursivschrift wurde auch auf Papyrus geschrieben, zum Beispiel geschäftliche Verträge und die Akten der Behörden. Und obwohl die Schrift auf den letzteren besser zu lesen war als die auf den Wachstafeln, ist für alle Kursivvarianten charakteristisch, daß die Buchstaben zersplittert sind, daß manche Bögen fehlen und Schäfte aus den Zeilen herausstehen.

Eine weitere Entwicklungsstufe der lateinischen Buchstaben stellt die Unzialschrift dar. Dieser neue Typ tauchte um 170 auf und wurde im 3. Jh. zur allgemein verbreiteten Buchschrift, als allmählich das glattflächige Pergament an die Stelle des Papyrus trat. Die Unzialschrift wirkt nicht so gravitatisch wie die Kapitalis, aber sie fällt auch nicht so auseinander und ist nicht so schwer lesbar wie die Kursivschrift der Wachstafeln. Ihre gebogenen Schäfte und rundlichen Bögen konnten mit der Gänsefeder sehr schnell auf Pergamentbögen aufgetragen werden.

Die Unzialschrift besteht ausschließlich aus Großbuchstaben (Majuskeln). Aber im 4. Jh. entstanden erste Handschriften, in deren gleichmäßigen Fluß der Unzialzeichen nach oben oder unten herausragende Buchstabenschäfte einen eigenwilligen Rhythmus trugen. Damit begann die Weiterentwicklung der Unzialis, und dieser Prozeß führte bis zum 5.

Jh. zur Entstehung der Semiunzialis (Halbunzialis). Jahrhundertlang lebten die beiden Schrifttypen – Unzialis und Semiunzialis – nebeneinander.

Als die Wellen der Völkerwanderung über den europäischen Kontinent wogten, litt die Schriftkundigkeit arg. Zufluchtstätten fand die Schriftkunst zu dieser Zeit auf den irischen und britischen Inseln. Von dort schwärmten die Wandermönche aus, die die namhaftesten französischen, deutschen sowie italienischen Klöster und Abteien gründeten und in Luxeuil, Fulda, Würzburg, Freising, Sankt Gallen und Babbio der irischen Semiunzialis – sie wird auch Insularschrift genannt – eine Heimat schufen. Aus dieser Schrift entwickelten sich später auf dem Kontinent in isolierten, größeren geographischen Gebieten weitere Varianten: In Süditalien entstand die beneventanische Schrift, auf der Iberischen Halbinsel die westgotische Schrift und in Franken die merowingische Schrift.

Doch diese Varianten können noch nicht alle als Kleinschriften (Minuskelschriften) bezeichnet werden, obwohl die Schäfte mancher Buchstaben der Semiunzialis diese Entwicklungstendenz bereits andeuten. Die zwischen vier Linien gefügte Minuskelschrift entstand erst in den letzten Jahrzehnten des 8. Jh. u. Z. am Hofe Karls des Großen, des Begründers der karolingischen Dynastie.

Die karolingische Minuskel. Als *Karl der Große* König von Franken geworden war – er herrschte von 768 bis 814 –, strebte er vor allem die Festigung der Zentralmacht an. Er verwies die Feudalherren in ihre Schranken. Als er sah, daß zum Regieren schriftkundige Beamte unentbehrlich sind, rief er aus dem Ausland gelehrte Männer an seinen Hof und gründete mit ihrer Hilfe Schulen. Der fähigste dieser Ausländer war der englische Mönch *Alkuin*. Sein historisches Verdienst besteht teilweise im Abfassen von Lehrbüchern, vor allem aber in der Schaffung der neuen Buchstabenform, die später als karolingische Minuskel bezeichnet wurde. Außer ihm waren natürlich auch die Aachener Palastschule und verschiedene fränkische Minuskelschriften an der Entstehung der Kleinbuchstaben beteiligt; zweifellos hat sich aber Alkuin die größten Verdienste um die europäische Schriftentwicklung erworben. Seine leicht und schnell schreibbaren Minuskeln beanspruchten wenig Platz, was wegen des Pergamentmangels, der

[*trelecta ciuitate nazareth uenit et habitauit in caphar
naum maritimarum in finibus zabulon et nephtalim. ut
adimpleretur quod dictum est per esaiā prophetam;
terra zabulon et terra nephtalim. uiam maris trans
iordanem galilee. Gentium populus qui sedebat in te-
nebris lucem uidit magnam. Et sedentibus in regio-
ne umbrarum mortalium lux orta est. et;*

Karolingische Minuskel

zur Zeit der Völkerwanderung bestand, nicht unwichtig war. Nach der Entstehung der karolingischen Minuskel veränderten sich das Bücherschreiben und -kopieren folgendermaßen: Die Kapitelüberschriften wurden nur mit Großbuchstaben geschrieben – daher auch die Bezeichnung Kapitalschrift (caput = Kapitel) –, der Text hingegen mit den sehr gut lesbaren Kleinbuchstaben. Die runden Bögen und arkadenartigen Formen der karolingischen Minuskel standen voll- und auf im Einklang mit dem romanischen Stil, wie er im 11. und 12. Jh. vorherrschte, und insbesondere mit seinem Hauptelement in der Architektur, dem Rundbogen.

Die gotischen Buchstaben. In der zweiten Hälfte des 12. Jh. u. Z. begannen sich die europäischen Städte zu entwickeln, und parallel zur wirtschaftlichen Entwicklung vollzog sich ein Aufschwung der städtischen Kultur. Den Menschen dieser Zeit war der romanische Stil zu schwerfällig, und sie begannen Kirchen zu bauen, bei denen auf schlanken Säulen herrliche Kreuzgewölbe emporstrebten, die Wände von riesigen Fenstern durchbrochen waren und die Türen und Fenster in Spitzbögen ausliefen. Es liegt nahe, einen Zusammenhang zwischen der zeitgenössischen Architektur und dem Schriftstil nachzuweisen – denn dieser Zusammenhang ist offenkundig und unbestreitbar vorhanden. Die nach 780 in Tours entstandene karolingische Minuskel war indes dem romanischen Stil vorausgegangen, der erst im 10. Jh. dominierend wurde, und eine

ähnliche Erscheinung können wir beobachten, wenn wir die Zusammenhänge zwischen der gotischen Schrift und dem gotischen Stil ergründen. Kirchen in der Normandie, die als älteste Baudenkmäler der Gotik gelten, stammen vom Beginn des 12. Jh.; demgegenüber kennen wir mit gotischen Buchstaben verfaßte Urkunden, die fast ein Jahrhundert älter sind. Wir zitieren aus der Arbeit „Paleografía“ („Paläographie“) von *László Mezey*: „... Mit zahlreichen Fakten läßt sich belegen, daß wir den Entstehungsort der gotischen Schrift nicht in Frankreich zu suchen haben, sondern im England nach Hastings ... In den Eideserklärungen, die der Erzbischof von Canterbury die ihm unterstellten Bischöfe von der Bischofsweihe verfassen ließ, begegnen wir ganz unverkennbar gotischen Schriften, und diese datierten oder leicht datierbaren cartulae (Eidestexte) reichen von etwa 1070 bis etwa 1100.“ Der neue Geschmack und der neue Stil nahmen also in den Formen der Handschrift eher Gestalt an als in den kühnen Netzgewölben der Kathedralen, an denen Jahrzehnte hindurch gebaut wurde.

Die rundlichen Formen der karolingischen Minuskel wurden also schon im 11. Jh. von schlanken, eckigen Buchstabenformen abgelöst; die runden Linien der Buchstaben wurden durchbrochen. (Nun kam, um Verwechslungen beim engen Zusammenschreiben mit dem n oder m vorzubeugen, der Punkt über das i.) Aber diese vieleckigen Buchstaben ließen sich nicht schnell schreiben; so dauerte es nicht lange, bis sich die gotische Kursivschrift herausbildete, die die Buchstaben so zusammenschrieb, wie es auch in unserer heutigen Handschrift gebräuchlich ist.

Die Schrift des Humanismus. Als im 14. Jh. die humanistischen Gelehrten erhaltengebliebene Arbeiten antiker Autoren zu kopieren begannen, schien es ihnen unangemessen, die Texte der römischen Klassiker mit gotischen Buchstaben zu schreiben; deshalb griffen sie auf die seit 200 bis 300 Jahren vergessenen Formen der karolingischen Minuskel zurück. Verdient machten sich dabei vor allem die Florentiner Humanisten, die die Verwendung der „littera antiqua“, also der alten Buchstaben, einführten.

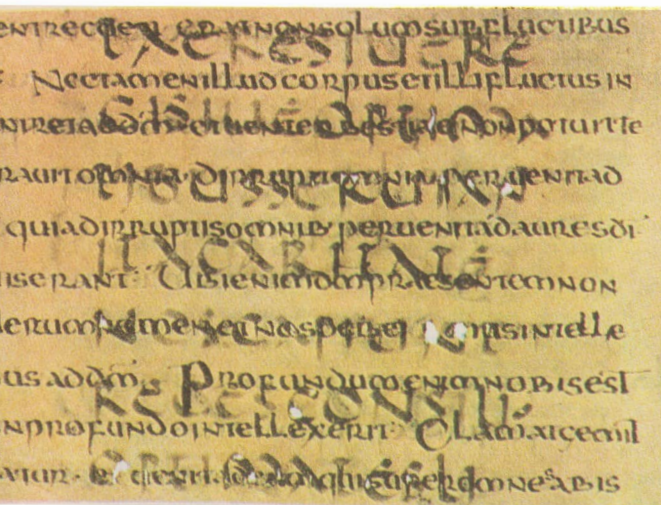


Initiale und Zeilen in gotischer Schrift aus der „Bilderchronik“

Wachstafel, Rolle, Kodex. Die Griechen und vor allem die Römer verwendeten für Notizen und zum Briefeschreiben mit Vorliebe Wachstafeln. Diese kleinen Holztafeln hatten einen erhöhten Rand, und der mittlere, tiefere Teil war mit Bienenwachs überzogen. Das an einem Ende spitze, am anderen Ende flache Schreibgerät aus Knochen oder Metall nannte man Stilus. Der mit der Stilusspitze in das Wachs geritzte Text konnte, wenn er nicht mehr benötigt wurde, mit dem flachen Ende, der Spatula, wieder „eingeebnet“ werden. Meistens wurden zwei oder drei Wachstäfeln an den Ecken zusammengebun-

den. Band man zwei Tafeln zusammen, sprach man von einem *Diptychon*; bei ihm waren nur die beiden Innenseiten mit Wachs überzogen. Bei dem aus drei Tafeln bestehenden *Triptychon* konnten vier Seiten – darunter beide Seiten der mittleren Tafel – beschrieben werden. Wenn die römischen Konsuln in ihr Amt eingeführt wurden, bekamen sie fast immer aus Elfenbein geschnittene, innen mit Wachs ausgefüllte Tafeln zum Geschenk.

Neben den Wachstafeln spielte als Schreibmaterial der Papyrus eine große Rolle. Aus Ägypten kommende Schiffe brachten ihn nach Griechenland und Italien mit. Zwar wirkte sich die Spaltung des Römischen Reiches ungünstig auf die Papyruseinfuhr aus, aber völlig fielen die Papyruslieferungen erst nach 640 aus, als die Araber Ägypten zu beherrschen begannen.

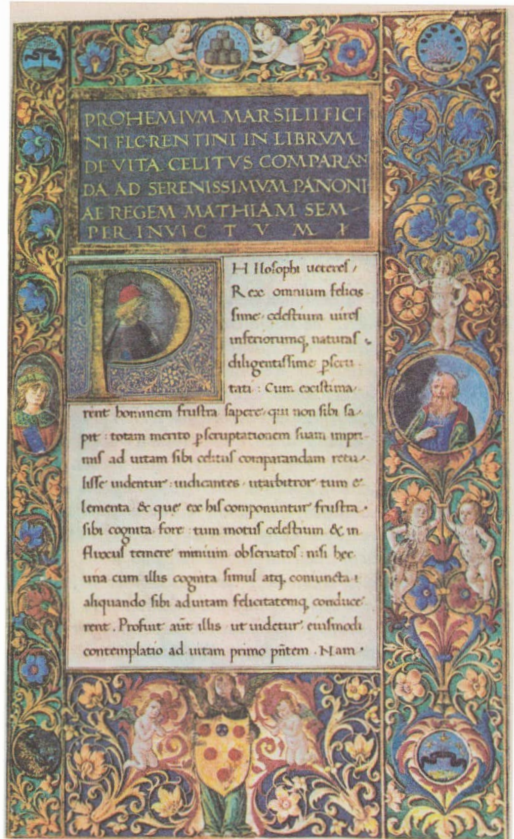


Palimpsest; die abgegratzte, alte Schrift kann mit Hilfe von Strahlen wieder sichtbar gemacht werden.

Der Papyrus fand schon im Rom der Kaiserzeit einen starken Konkurrenten: das Pergament, das gleichfalls gerollt wurde. Wegen seines Gewichtes konnten jedoch keine langen Rollen gewickelt werden, deshalb ging man immer mehr zur Kodexform über – nach dem Vorbild der mit Riemen zusammengehaltenen Wachstafeln. Die Schriftsteller und Abschreiber wandten diese Form gerne an, konnten sie doch damit einen großen Vorteil des Pergaments ausnutzen: die Möglichkeit des beiderseitigen Beschreibens. Sie gingen dazu über, die Bogen einmal zu falten, und indem sie die gefalteten Bogen ineinanderlegten, schufen sie kleine Bogenhefte. Die aus zwei, drei oder vier Bogen bestehenden Hefte nannte man *Binio*, *Ternio* bzw. *Quaternio*. Ein Kodex kam zustande, indem man 15 bis 20 oder mehr Bogenhefte zwischen Holztafeln band. (Das lateinische Wort *codex* bedeutet vor allem Holzstamm.) Geschrieben wurde mit schräg zugeschnittenen und eingespaltenen Rohr- und Gänsefedern. Dieses bequeme, ausgezeichnete Schreibwerkzeug diente fast 2000 Jahre hindurch vielen Generationen und wurde erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdrängt, als in England die Serienproduktion der übrigens schon um 1750 erfundenen Stahlfeder begann.

Die frühesten christlichen Autoren bevorzugten die Kodexe, weil jeder Band 15 bis 20 Rollen ersetzen konnte, und die Priester benutzten den Kodex gern, weil sie beim Erklären der Bibel schnell das benötigte Zitat aus dem Evangelium aufblättern konnten, den sog. Textus. Als sich Kaiser *Constantinus* im 4. Jh. taufen ließ und damit das Christentum zu einer begünstigten Religion wurde, siegte verständlicherweise auch der Kodex über die Rolle.

In den folgenden Jahrhunderten wurden die Werke vieler griechischer und römischer Klassiker und der Kirchenväter aus verwitterten, von tierischen Schädlingen zerstörten Papyrusrollen in Kodexe übertragen. Diese mühevollen Arbeit, die der Nachwelt große Werte rettete, hörte erst während der Völkerwanderung auf, als das Pergament rar wurde. Da die Viehbestände zu dieser Zeit arg dezimiert waren, war Pergament nur noch schwer beschaffbar. Nun wurde es üblich, die Schrift von den Blättern alter Kodexe abzuwaschen oder abzukratzen. Pergamentbogen wurden wiederholt verwendet; sie bezeichnen wir als *Palimpsest*. Besondere Verfahren können heute auf diesen ungewöhnlichen Zeugen mittelalterlicher



Seite aus einem Renaissancekodex aus der Bibliothek des ungarischen Königs Matthias

Schriftkundigkeit die alte Schrift, die einst entfernt worden war, wieder sichtbar machen.

Nach dem Entstehen der Mönchsorden nahm die Schriftkunst in den klösterlichen Abschreibewerkstätten einen neuen Aufschwung. Im 13. und 14. Jh. wurden viele beeindruckend schöne Kodexe angefertigt, die mit gotischen Buchstaben geschrieben sind. Doch die an Meisterwerken so reiche Glanzzeit der Buchkunst entfaltete sich vor allem in der Renaissance. Besonders eindrucksvoll ist bei den in dieser Epoche entstandenen Kodexen die Harmonie zwischen den feinlinigen Antiquabuchstaben und den farbigen Miniaturen.

Der Siegeszug der lateinischen Schrift. Es scheint ganz natürlich, daß die Völker, die neulateinische Sprachen sprechen, die lateinische Schrift übernahmen; darin bildete lediglich das rumänische Volk lange eine Ausnahme. Die Lebenskraft dieser Schrift äußert sich auch darin, daß sie ferner von den germanischen Völkern sowie von zwei Völkern, die nicht zur indoeuropäischen Sprachfamilie gehören, übernommen wurde, den Ungarn und den Finnen. Die lateinischen Buchstaben setzten sich ebenso bei manchen slawischen Völkern durch, nämlich bei den Polen, Tschechen, Slowaken, Kroaten, Slowenen und Wenden. Nach der Entdeckung Amerikas fand die leicht lesbare lateinische Schrift auch im nördlichen und südlichen Teil der Neuen Welt eine Heimstätte, und das gleiche vollzog sich in Australien. Mitte des vergangenen Jahrhunderts entschieden sich die Vietnamesen, 1863 die Rumänen für die Lateinschrift. 1908 löste Albanien seine alte (aus neugriechischen und kyrillischen Elementen gebildete) Schrift durch die lateinische ab. 1928 folgte die Türkei, und vermutlich werden sich noch in diesem Jahrhundert China und Japan dieser Entwicklung anschließen.

Die germanischen Runen

Zerstörte Legenden. Kein Schrifthistoriker wird es versäumen, sich auf *Tacitus* zu berufen, wenn er über die Runen schreibt. Der berühmte Geschichtsschreiber erwähnt in seinem um das Jahr 100 entstandenen Werk über das Leben der germanischen

Stämme auch gewisse Prophezeiungen der germanischen Familienoberhäupter. Unentbehrliche Mittel der Wahrsagerei waren Zweige eines fruchttragenden Baums, die man abschnitt, in Stäbchen zerteilte und mit verschiedenen Zeichen versah. Manche Autoren behaupteten, die Germanen hätten Runen in die Stäbchen geritzt. Professor *Hans Jensen* jedoch kritisiert in seinem hochbedeutsamen schrifthistorischen Werk „Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart“ diese Behauptung und überzeugt uns, daß die Orakelstäbchen nicht mit Buchstaben, sondern mit magischen und symbolischen Zei-



Runenstein

chen versehen wurden. Er zerstörte damit die hartnäckige Legende von einem Zusammenhang zwischen den altgermanischen Orakeln und den Runen.

Im übrigen behandelten in den letzten Jahrzehnten des vergangenen und den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts so viele Forscher die Probleme der Runenschrift, daß die vielfältigen Ansichten zu einer ansehnlichen Literatur führten, in der auch viele irrige Meinungen vertreten werden. Eine Zeitlang herrschte die von der Wirklichkeit am weitesten entfernte Anschauung vor, die Runenschrift sei eine urgermanische Erfindung. Ihre Anhänger bestritten zwar nicht, daß manche Runen lateinischen Buchstaben ähneln, aber sie gestanden lediglich zu, das ursprüngliche altgermanische Schriftsystem sei im 3. Jh. u. Z. von der lateinischen Unzialschrift beeinflusst worden. Historische Tatsachen widerlegten diese von einer starken Vor-eingenommenheit geprägte Auffassung jedoch so eindeutig, daß sie heute – wie Professor *Johannes Friedrich* schrieb – keiner Ablehnung mehr bedarf. Mit einem Mißerfolg endete auch der Versuch, die Runen von der lateinischen Buchstabenschrift herzuleiten, ebenso wie der, einen griechischen Ursprung der Runen anzunehmen. Die Schrifthistoriker, die sich heute eingehend mit den Runen beschäftigen, halten einzig den 1928 veröffentlichten Standpunkt des Schweden *Marstrand* für glaubwürdig, der nach gründlichen Untersuchungen die Runen aus einer alpinen Variante der etruskischen Schrift ableitete, die sich gegen Ende des 2. Jh. u. Z. herausgebildet hat und sich vom Süden nach Norden verbreitete. *Hammarström*, Experte für die etruskische Schrift, untermauerte 1929 *Marstrand*s Beweisführung, und beiden stimmt Professor *Hans Jensen* in seinem Werk zu.

Zur Geschichte der Runenschrift. In der Nähe von Negau in der Steiermark wurden 1812 zwanzig ineinandergedrückte Bronzehelme ausgegraben, und auf einem entdeckte man mit etruskischen Buchstaben geschriebene germanische Wörter. Die Inschrift lautete: *harigasti teiwai* (dem Gott der Heerscharen). Ein anderer außerordentlich wichtiger Fund stammt aus dem 4. Jahrhundert und wurde 1837 in der Nähe des rumänischen Ortes Pietroasa von Bauern bei der Feldarbeit entdeckt. Er umfaßte Goldmünzen, Kannen und Schmuckstücke, darunter einen Ring mit der Inschrift: *gutani o k m hailag*. (Besitz

der Goten. Ich bin unverletzlich.) Diese Goldgegenstände gehörten um 370 vermutlich noch zur Schatzkammer des Gotenkönigs Atanarich und wurden wahrscheinlich 375 auf der Flucht vor den Hunnen vergraben.

Das Runenalphabet bestand ursprünglich aus 24 Buchstaben; außerdem bildete sich aber eine nördliche Variante mit 16 Buchstaben heraus, die als normannisches Alphabet bezeichnet wird. Hrabanus Maurus, einstiger Schüler Alkuins, schrieb zu Beginn des 9. Jahrhunderts dieses 16buchstabile Futhark auf. (Wie wir das lateinische Alphabet nach den drei ersten Buchstaben auch als ABC bezeichnen, so gab man diesem Runensystem den Namen Futhark.)

Als sich ein beträchtlicher Teil der Germanen im der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts zum christlichen Glauben bekehrte, drang auch die lateinische Buchstabenschrift in das deutsche Sprachgebiet ein und drängte die Runen allmählich ganz in den Hintergrund. Sie kamen im 8. Jahrhundert auch in England aus dem Gebrauch, wo es eine angelsächsische Variante der Runenschrift mit 33 Buchstaben gab. Nur die Schweden blieben bis zum Ende des 13. Jahrhunderts bei den Runen. Auf Steindenkmälern und in Grabinschriften tauchten noch zwei- bis dreihundert Jahre lang immer wieder Runen auf. Als man um die Mitte des 17. Jahrhunderts Runeninschriften zu sammeln begann, verliefen deshalb die Forschungen in Skandinavien am erfolgreichsten. Allein in Schweden fand man 2 500 Runensteine. Ähnliche Runendenkmäler wurden in grosser Zahl auch in Dänemark, in Schleswig-Holstein und in Friesland sowie in geringerem Umfang auf den britischen Inseln entdeckt.

Wulfila und der Codex Argenteus. Aus dem Bisherigen geht deutlich hervor, wie die Lateinschrift die Runen im 8. Jh. – als Hauptrichtung der Entwicklung germanischer Schriftlichkeit – endgültig verdrängt hat. Es ist jedoch noch zu

ƿ	f
ᚢ	u, o, w
ᚦ	th
ᚱ	a
ᚷ	r
ᚹ	k, g
ᚨ	h
ᚥ	n
ᚪ	i, e
ᚫ	a
ᚱ	s
ᚢ	t, d
ᚷ	p, b
ᚹ	m
ᚪ	l
ᚫ	r

Das Runenalphabet, Futhark

erwähnen, daß bereits einige Jahrhunderte früher von Bischof Wulfila (ca. 318–388) der Versuch unternommen wurde, eine neue germanische Schriftart zu schaffen.

Die Westgoten haben sich am Anfang des 4. Jh. zum christlichen Glauben bekehrt und zwar zu dem im Oströmischen Reich zu jener Zeit sehr verbreiteten Arianertum. Wulfila, Bischof der Westgoten, hat für seine Bibelübersetzung eine neue Schrift konstruiert, zu welcher er die Zeichen der griechischen Unzialschrift – mit einigen Futharkzeichen ergänzt – anwendete. Da diese Schrift mit dem als häretisch geltenden Arianerglauben engstens verbunden war, blieb sie ganz isoliert und verschwand mit dem Untergang der Westgoten. Noch heute besteht jedoch der in Uppsala aufbewahrte *Codex Argenteus* (Silberkodex), auf dessen purpurfarbenen Seiten die mit Wulfilas Buchstaben aufgezeichneten biblischen Geschichten zu lesen sind.

Die glagolitische und die kyrillische Schrift

Konstantin konstruiert ein slawisches Alphabet. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts zogen die Brüder *Konstantin* – er trug als Mönch den Namen *Kyryll* – und *Method* nach Mähren, um dort den christlichen Glauben in slawischer Sprache zu verkünden.

Bevor sie ihre Reise antraten, bereiteten sie sich vor, indem sie die Bibel und ein Buch über kanonisches Recht übersetzten. Um die Übersetzung aufschreiben zu können, konstruierte Konstantin ein slawisches Alphabet. Zu jener Zeit hatten sich auch in der griechischen Schrift bereits Kleinbuchstaben (Minuskeln) herausgebildet; diese legte Konstantin zugrunde. Sein Alphabet wurde später als glagolitische Schrift bezeichnet; vom ihm stammt also nicht die kyrillische, sondern die glagolitische Schrift. Diese brachten die Brüder 864 nach Mähren mit.

Das glagolitische Alphabet bestand aus 40 Buchstaben. Diese auffällig große Zahl von Schriftzeichen ergab sich dadurch, daß Konstantin auch Buchstaben verwendete, die keinen eige-

nen Lautwert vertraten (z. B. drei Zeichen für i), hinzu kommt ein Zeichen für eine Konsonantenverbindung (*sch*): neue Buchstaben führte er auch für die slawischen Laute ein, die im Griechischen fehlen. Wenn wir die glagolitische Schrift mit der griechischen Kursivminuskel vergleichen, bemerken wir Unterschiede in der Form der Buchstaben. Im Laufe der Zeit nämlich vollzogen sich in der glagolitischen Schrift – vor allem in Kroatien – gewisse Veränderungen: Die Buchstabenformen wurden eckiger und die Schriftzeichen eines Wortes nicht miteinander verbunden, sondern dicht nebeneinander geschrieben.

[illegible]

Ausschnitt einer Seite des 1494 in Zengg gedruckten glagolithischen „Missale“

Die glagolitische Schrift bei Tschechen, Polen und Kroaten. Von den Mähnern übernahmen die Tschechen die glagolitische Schrift, wie ihre ältesten Sprachdenkmäler beweisen. Doch nach Methods Tod wurden seine Schüler und damit die glagolitische Schrift unter dem erstarkten Drängen der deutschen Priester aus Mähren vertrieben.

Mehrere Jahrhunderte später versuchten tschechische Kirchenkreise erneut, die glagolitische Schrift einzuführen. Sie erlebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch das Wirken ins Land gerufener kroatischer Geistlicher einen neuen Aufschwung und hielt sich bis zum 17. Jahrhundert, verschwand dann allerdings endgültig.

Die konfessionelle Zugehörigkeit wirkte sich seinerzeit auch auf solche Kulturfaktoren wie die Schrift aus. Als sich die römische Kirche bei den Tschechen durchsetzte, zog dies das Heimischwerden der lateinischen Schrift nach sich. Die tschechische Sprache kannte jedoch mehrere Laute, für die das lateinische Alphabet keine entsprechenden Zeichen bot. Ihre Wiedergabe konnte man – wie auch im Ungarischen und im Polnischen – nur durch die Koppelung jeweils zweier Buchstaben ermöglichen. Als *Jan Hus* (1369–1415) seine Bibelkommentare verfaßte, beschäftigte er sich auch mit Problemen der Rechtschreibung, und in seinem Werk „*Orthographia bohémica*“ deklarierte er das Prinzip „ein Laut – ein Buchstabe“. Davon ausgehend, ergriff er die Initiative zu einer Rechtschreibreform: Er merzte die Doppelbuchstaben aus und ersetzte sie durch Buchstaben mit Erweichungszeichen, wie sie auch heute noch verwendet werden. Dazu benutzte er zwei Zeichen, das *měkčení* und das *háček*. Ersteres kommt bei sechs Buchstaben vor: *č* = *tsch*, *ň* = *nj*, *ř* = *rsh*, *š* = *sch*, *ž* = *sh* und *ě*. Über dem *ě* geschrieben, erweicht das Zeichen den vorangehenden Konsonanten, oder es verlangt das Einschieben eines *j*-Lautes. Zwei Beispiele: *dutě* = *dutje*, *obě* = *obje*. Das andere Zeichen, *háček*, kommt nur bei zwei Buchstaben vor: *d'* = *dj* und *t'* = *tj*.

Auf Anregung *Wladyslaws II.* – er herrschte 1386 bis 1434 – sollten von den Tschechen auch die Polen die glagolitische Schrift übernehmen. Sie verfügten aber bereits über eine fertige lateinische Schrift, daher erwarb sich die glagolitische Schrift in Polen keine nennenswerte Tradition.

Unter den Südslawen setzte sich die glagolitische Schrift

hauptsächlich bei den Kroaten durch, aber auch die Serben und die Bulgaren verwendeten sie, bis sie von den kyrillischen Buchstaben verdrängt wurde. Obwohl sich die kroatischen Geistlichen nach der Kirchenspaltung Rom anschlossen und sich inzwischen auch eine lateinische Schriftvariante herausgebildet hatte, gelang es im Kirchengebrauch, die glagolitische Schrift noch mehrere Jahrhunderte lang beizubehalten. Später wurde sie vorübergehend sogar auch auf weltlichem Gebiet angewandt. Mit ihren geometrisch genauen, starren Buchstaben faßte man Urkunden und Gesetze ab.

Zur Zeit der Erfindung der Buchdruckkunst war die glagolitische Schrift bei den Kroaten noch so lebendig, daß 1483 in Venedig ein in ihren Buchstaben gedrucktes Buch erscheinen konnte. Wenig später, 1494, wurde in Zengg (heute Senj) die zweite glagolitische Missale (Meßbuch) gedruckt, von der in der ganzen Welt nur ein vollständiges Exemplar erhalten ist. Diese besondere Rarität befindet sich im Besitz der Budapester Széchényi-Bibliothek.

Die kyrillische Schrift. *Kliment*, ein Schüler Methods, mußte 886 nach Bulgarien zurückkehren. Zu jener Zeit befand sich das ausgedehnte Bulgarenreich, das nach politischer Unabhängigkeit strebte, in unaufhörlichen Kämpfen mit Byzanz. Kliments Anschauungen stimmten mit den Tendenzen der bulgarischen Politik überein, und in seinem Vaterland konnte er sich mit besseren Aussichten für die kulturelle Selbständigkeit der Slawen einsetzen. Den Kernpunkt seines Programms bildete die Forderung, die Mönche der bulgarischen Klöster sollten von der griechischen zur slawischen Sprache und Schrift übergehen. Eine entsprechende Anordnung erließ Zar Simeon – er herrschte von 893 bis 927 – ein Jahr nach seiner Krönung.

Um das Ende des 9. Jh. wurde der Hof *Simeons* zum Zentrum der altbulgarischen Literatur, und hier entstand die neue slawische Schrift; vermutlich wurde sie unter Verwendung griechischer Unzialbuchstaben von Kliment geschaffen, obwohl es dafür keine Beweise gibt. Dieses aus 43 Buchstaben bestehende Alphabet, dessen Linienführung einfacher ist als die der glagolitischen Schrift, wurde kyrillische Schrift genannt. Sein geistiger Vater übernahm die 24 griechischen Buchstaben, entlieh 5 aus der glagolitischen Schrift und erfand die übrigen selbst. Die Zahl der Zeichen war auffällig groß,

so viele wurden nicht benötigt. Vier der 24 griechischen Buchstaben besaßen zudem keinen slawischen Lautwert, sie wurden als Ziffern verwendet. Auch das Kyrillische behielt die drei *i*-Buchstaben bei, und es tauchten sogar weitere Ligatu-



глаго́ . творѣнїе . ісѣи́и на́дмѣсѣ́и на
всоу́тѣу вѣрѣ́ . на па́вѣрнїи . канѣ́и
молебенъ прѣ́тѣи . гла́ а́ пѣ́ а́ ірѣ́
хрѣ́сти́и сѣ́ сла́ви́те . хсѣ́ не́бесн
сѣ́ ра́и́и . хсѣ́ на́ землѣ́и вѣ́снѣ́и
по́и́те гѣ́и вѣ́снѣ́и . по́и́те не́бо
спѣ́и . іа́ко про́сѣ́и : —
сѣ́и сѣ́и сѣ́и сѣ́и сѣ́и сѣ́и . а́ гѣ́
сѣ́и сѣ́и сѣ́и сѣ́и сѣ́и сѣ́и .
по́и́те гѣ́и сѣ́и сѣ́и сѣ́и . іа́ко ма́
те́рѣ́и сѣ́и сѣ́и . по́и́те бо́и
сѣ́и сѣ́и сѣ́и сѣ́и . хрѣ́сти́и : —
лю́тии на́ па́сѣ́и сѣ́и . сѣ́и

Seite eines 1545 entstandenen Gebetsbuches in kyrillischer Schrift
(sog. altkirchenslawische Schrift)

Russischer Buchstabe			Russischer Buchstabe		
ge- druckte	ge- schriebene	Aussprache	ge- druckte	ge- schriebene	Aussprache
Form			Form		
А а	А а	a	Р р	Р р	r
Б б	Б б	b	С с	С с	s stimmh.
В в	В в	w	Т т	Т т	t
Г г	Г г	g	У у	У у	u
Д д	Д д	d	Ф ф	Ф ф	f
Е е	Е е	e, je	Х х	Х х	ch
Ё ё	Ё ё	jo	Ц ц	Ц ц	z
Ж ж	Ж ж	sh	Ч ч	Ч ч	tsch
З з	З з	s stimmh.	Ш ш	Ш ш	sch
И и	И и	i	Щ щ	Щ щ	stsch
Й й	Й й	j	Ъ ъ	Ъ ъ	hartes Z
К к	К к	k	Ы ы	Ы ы	y
Л л	Л л	l	Ь ь	Ь ь	weiches Z
М м	М м	m	Э э	Э э	e
Н н	Н н	n	Ю ю	Ю ю	ju
О о	О о	o	Я я	Я я	ja
П п	П п	p			

Die kyrillische Schrift in gedruckten und geschriebenen Buchstaben

ren auf (*ja, ju, je, jo*). Das griechische Beta belegte der Erfinder für den Laut w und, nur wenig anders geschrieben, für den Laut b (B = w, Б = b).

Im 11. Jahrhundert verlagerte sich der Schwerpunkt der slawischen Literatur und Schriftkunst aus Bulgarien nach Kiew. Von dort aus verbreitete sich die alte kyrillische Schrift, die sogenannte kirchenslawische Schrift, weiter.

Das russische Alphabet. Die Herrschaft des Zaren *Peter I.* (1672–1725) wirkte sich in der Geschichte der Schrift ebenso aus wie im Schiffsbau, in der Heeresorganisation oder im Städtebau. Während seiner Studienreise nach Westeuropa beauftragte er den Amsterdamer Drucker *Jan Tessing*, russische

Bücher zu drucken. In diesen Ausgaben sind kyrillische und lateinische Buchstaben vermischt. (Besonders in der Übergangszeit vom 17. zum 18. Jahrhundert wiesen auch die zivilen Handschriften in Rußland den Einfluß lateinischer Buchstaben auf.) 1707 setzte Peter I. eine Kommission ein, die eine Reform der kyrillischen Druckbuchstaben vorbereiten sollte. 1709 legte die Kommission dem Zaren Entwürfe mehrerer Varianten der russischen Druckbuchstaben vor. Der Zar kennzeichnete eigenhändig die Buchstaben, mit denen er einverstanden war, und erließ im Januar 1710 die Verordnung über die Reform der Druckbuchstaben.

Die Reform machte die kyrillische Schrift den lateinischen Antiquaformen ähnlich und tilgte die aus dem Griechischen übernommen Zeichen, die keine russischen Laute ausdrückten, also überflüssig waren.

Eine kleinere, aber ebenfalls bedeutsame Schriftreform fand im Oktober 1918 statt: Zwei der drei *i* wurden abgeschafft, ebenso der Buchstabe fita (Ѣ) und das mit Lautwert *e* verwendete ѣ, an dessen Stelle der Buchstabe *e* trat. Schließlich verschwand auch das harte Zeichen ъ. Das russische Alphabet ist also eine stark vereinfachte Abart der kyrillischen Schrift.

Die kyrillische Schrift der Ukrainer, der Bulgaren und der Serben stimmt fast gänzlich mit der russischen überein; im bulgarischen Alphabet weichen lediglich ein, im serbischen fünf und im ukrainischen zwei Buchstaben ab.

Die kyrillische Schrift der Rumänen und ihr Übergang zu den lateinischen Buchstaben

Die Schrift der Rumänen. Die rumänische Kultur wurde im Mittelalter jahrhundertlang von Byzanz beeinflusst. Mit der Übernahme der östlichen Orthodoxie bürgerte sich auch die im Kirchendienst verwendete altslawische Sprache ein. Wie bei uns das Lateinische, so war bei den Rumänen die Sprache der prawoslawischen Kirche, das Slawonische, bestimmend. In der Moldau und der Walachei schrieb man auch in den

ИСТОРИА

ПВНТРЕ

АЧВПХТХА РЕМЖИНАОУ АДАКИА.

АТОКМИТЪ

АВ

ПЕТРУ МАЙОУ АЕ ДИЧО-СЖИМХРТІН,
Ерцтопѣ, шѣ аз дѣлацѣла Крѣска Консѣліум Докѣментѣніцѣла
аз Оунгаріи
КРЪБОК А КЪРЦИАОУ РВАНЪОУ.



АЛБЪАЛ.

А Крѣска Типографіа аз Оуниверситѣци Оунгѣрѣци Ани Пѣца.

1812.

Titelblatt des 1812 in Buda herausgegebenen Buches von Petru Maior

fürstlichen Kanzleien in dieser Sprache; das Lateinische wurde nur selten angewandt.

Im 16. Jahrhundert verlangte dann die rumänische Sprache nach ihren Rechten. In handschriftlichen Bibelübersetzungen, denen der hussitische Einfluß anzumerken ist, tauchte erstmals die rumänische Sprache auf. 1570 erschien in Siebenbürgen ein rumänischsprachiges Gesangbuch, und zwar mit lateini-

schen Lettern gedruckt. Die rumänischen Chronisten des 17. Jh., die in der Sprache des Volkes schrieben, bedienten sich – in der Handschrift und beim Druck – jedoch der kyrillischen Schrift und schufen dabei ein kyrillisches Alphabet, das sich den Besonderheiten der rumänischen Sprache anpaßte.

Samuil Micu, *Gheorghe Șincai* und *Petru Maior* verliehen der Entwicklung der rumänische Schrift eine ganz andere Richtung. Alle drei gehörten der „Siebenbürger Schule“ an, die in der rumänischen Literatur im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. eine große Rolle spielte. Sie verfaßten mehrere Werke über die rumänische Sprache, in denen sie den lateinischen Ursprung eines beträchtlichen Teils des rumänischen Wortschatzes und grammatische Übereinstimmungen nachwiesen. Von da an tauchte immer öfter und immer energischer der Gedanke an einen Übergang zur lateinischen Schrift auf.

Zu Beginn des 19. Jh. rückte auch die Idee der nationalen Wiedergeburt die Frage der Schriftreform in den Vordergrund. Der hervorragende Drucker, Herausgeber und Schriftsteller *Ion Eliade Rădulescu* veröffentlichte 1828 in Hermannstadt (heute Sibiu) eine Grammatik, die bereits konkrete Vorschläge enthielt: Vereinfachung der kyrillischen Schrift, Verringerung der Anzahl der Buchstaben, ihr teilweiser Ersatz durch lateinische Buchstaben, Anwendung einer phonetischen Schreibweise, die die Aussprache getreulich wiedergibt. Diese Vorstellung setzte sich in der öffentlichen Meinung binnen weniger Jahrzehnte durch.

Die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts können als Übergangsperiode gelten. In jenen Jahren bildeten sich allmählich die Formen der lateinischen Schrift heraus, wobei sich zeigte, daß das lateinische Alphabet durch einige diakritische, d. h. die Aussprache angegebende Zeichen ergänzt werden mußte, sollte es die Lautbesonderheiten des Rumänischen zuverlässig wiedergeben (ă, î, ț, ș). Ende der fünfziger Jahre erschienen bereits mehrere mit lateinischen Lettern gedruckte Bücher, und 1863 erfolgte der offizielle Übergang zur Lateinschrift. Eine Zeitlang wurden die beiden Schriften noch nebeneinander verwendet, doch allmählich verschwanden die kyrillischen Firmenschilder und Inschriften, und in den Veröffentlichungen der Verlage und in den Zeitungen fand man nur noch lateinische Schriftzeichen.



e d tsch z b a



j i h dj g f



n m j l q k



r p ö ö o nj



u tj t s s r



nt nz sh z v ü



nj ak st nb nd ck

Das Marsigliche Kerbschriftalphabet

Kerbschrift der sogenannte Marsigli-Kalender. Von ihm gibt es nur noch eine Kopie, die der Italiener *Luigi Ferdinando Marsigli* (1658–1730) anfertigte. Diesem fiel 1690 in Siebenbürgen der sonderbare Kalender in die Hände, der, auf die vier Seiten eines fast anderthalb Meter langen Holzstückes eingekerbt, die Namenstage und die festen kirchlichen Feiertage enthält. (Wir veröffentlichen hier das Kerbschriftalphabet, das am Ende der Kalenderabschrift steht. Um den Überblick zu erleichtern, hal-

ten wir uns nicht an die ursprüngliche Reihenfolge, sondern geben getrennt erst die einen bestimmten Laut bezeichnenden Kerbzeichen und dann die aus mehreren Buchstaben zusammengezogenen Ligaturen an; außerdem fügen wir aus der Konstantinopler Inschrift die Kerbzeichen für *ö* und *r* hinzu.)

Die seklerisch-ungarische Kerbschrift gehört zur Familie der Turkschriften. Der Stammesverband mittelasiatischer Turkvölker dehnte Mitte des 5. Jh. seine Macht von Ostasien bis zum Schwarzen Meer aus. (Die Schrift übernahm er von





ezer öcáz tiz^enöt eszt^endöb^een irt^áq eszt
 László király öt kevetét váratték itt

„Geschrieben im Jahre tausendfünfhundertfünfzehn,
man ließ hier fünf Abgesandte des Königs László warten“

Konstantinopler Inschrift aus dem Jahre 1515

atiatuc feleym 7 untuchel. **Sermo sup sepuclhrum.**
 mic vogmuc. ysa pur es chomuy uogmuc. Onyi mloftiben
 terumteve cleve miv ismencit adamit. es odura vola neki
 paradifumut hayoa. Es mend paradifumben uolov gumicetut
 munda neki elnie. Heon tilutoa wt ig fa gumice tvl. Ge
 munda neki merer un eneje. ysa ki nopun endul oz gumif
 tvl. halahnee halalaal holz. Hadlana chohtar terumteve isten
 tvl. ge feledove. Engede urdung intervinee. es evee oz talnyt
 gumif tvl. es oz gumifben halatur evee. Es oz gumifnee tvl
 keferuy uola vize. hug turehucar miget 7 ocozia vola.
 Sam heon muga nec. ge mend w founeet halatur evee.
 Horogu vec isten. es vetere wt ez muncas vilagbele. es levi
 halahnee es puculnee fete. es mend w nemenee. Ric oz ve.
 miv vogmuc. hug es tiv latic fzumtuchel. ili es num
 78 amber mulchoria ez vermut. ysa mend oz chuz iarov
 vogmuc. Vimaggue urome isten kegubner ez lehe ert. hug
 iorgofhan w neki. es keguggen. es buikalla mend w bunter.
 Vimaggue fzen achfan marlar. es bovdug meluel archangel.
 es mend ang^lluc. hug umaggonoc erete. Vimaggue
 fzent peter uror. knee odur homlin ovdouia. es kerme.
 hug ovgia mend w bunter. Vimaggue mend fzentucur.
 hug legeneet neki seged urome fene cleut. hug isten i y u
 madlaguenna buikalla w bunter. Es oboducha wt urdung
 ildetur tvl. es pacul kuzotvur tvl. es ver esse wt paradisu
 nugulmabeli. es ogguy neki munli uruzagbele uror. es
 mend woben rezet. Es keulatuc uromchuz elurmel. Kart.
Seerhelmet biatym umaggu^{us} ez segin ember lilka ert.
 kie vrez nopun ez homul vilag tammebelevl mente.
 knee ez nopun restet rumetive. hug ur urt kegubnel
 abram. ysaac. iacob. kebedeben helhezic. hug bursagnop
 tvla mend w fzentu es anutrei cuzicum ioy
 felevl iochtozia ilzie wt. Es aybenituc. clamare ut. K
 prime notit ffs km dei na. **Hic facit sacerdos. Sermo pto**
 quanta gra dñs est gratificaverat pñm adam patre
 nrm. si diabolo suadente dñ peccavit. quid sibi et oib suis
 posteris te pmeruit. ecce ffs videtis oculis vestris

Erstes ungarisches Sprachdenkmal mit zusammenhängendem Text:
 die ersten Zeilen der 1192—1195 entstandenen „Totenpredigt“

den Soghden. Letztlich stammt die Turkschrift durch soghdische Vermittlung wieder von der aramäischen ab.) Die Ungarn erreichte dieser Turkeinfluß, dem die Übernahme der Kerbschrift zu verdanken war, in ihrer Urheimat im Uralgebiet.

16 Buchstaben der seklerisch-ungarischen Kerbschrift zeigen eine auffällige Ähnlichkeit mit den Turkbuchstaben. Andere stammen unmittelbar von Buchstaben des griechischen Alphabets ab, zwei erinnern an die entsprechenden Zeichen der glagolitischen Schrift. Geschrieben wurde von rechts nach links.

Nach *Gyula Németh* war die seklerische Schrift die allgemein verwendete Schrift der Ungarn, die mit der Ausbreitung des Christentums verdrängt wurde, jedoch bei den isoliert und in selbständiger Organisation lebenden Seklern erhalten blieb.

Diese Ansicht bekräftigen Kerbzeichen, die auf einem Stein der Kirchenruine auf der Budapester Margareteninsel entdeckt wurden, und einen überzeugenden Beweis liefert schließlich eine Kerbinschrift, die erst kürzlich am gotischen Steinportal der Kirche von Horné Semerovce in der Nähe der slowakischen Stadt Levice gefunden wurde.

Im 10. und 11. Jh. übernahmen die Ungarn mit dem Christentum auch die lateinische Schrift. Die meisten Buchstaben ließen sich ohne weiteres auf die Laute der ungarischen Sprache anwenden, nur einige bereiteten Schwierigkeiten. Naturgemäß fand sich nicht sofort eine einheitliche, generelle Lösung für diese Laute. Im Gegenteil, die Vielfalt der Lösungen führte zu Schwankungen und Unsicherheiten. Sie zeigten sich vor allem in der Schreibung der Laute *s* (deutsche Aussprache sch), *sz* (= ß), *zs* (= sh), *c* (= z), *cs* (= tsch), *k*, *ö*, *ü*, *gy* (= dj), *ly* (= j), *ny* (= nj) und *ty* (= tj). Es dauerte Jahrhunderte, bis die Schreibung der Buchstaben einheitlich wurde.

Der Wettstreit zwischen Antiqua und Fraktur

Arbeiten über die Geschichte der Schrift behandeln das Thema in der Regel bis zur Erfindung des Buchdrucks. Wir weichen hier absichtlich davon ab, dehnen die Grenzen des Themas ein wenig aus und betrachten auch kurz die Veränderungen unserer Druckbuchstaben. Wir tun das, weil sich die Völker Europas während des 16. Jahrhunderts zwischen zwei Buchstabentypen zu entscheiden hatten. Ihre Entscheidung für die gotischen Buchstaben oder die Antiqua bestimmte für Jahrhunderte die Formen nicht nur der Drucklettern, sondern auch der Handschrift.

Mitte des 15. Jahrhunderts, als die ersten gedruckten Bögen Gutenbergs Druckpresse verließen, war überall in Europa noch die gotische Schrift verbreitet. Doch schon 1467 sind zwei in Rom ansässige deutsche Drucker, *Konrad Sweynheym* und *Arnold Pannartz*, auf die populäre Antiqua der Humanisten übergegangen. Von da an wurden in Mittel- und Westeuropa die beiden Schriften parallel verwendet. Anfangs bestand die Tendenz, kirchliche Werke mit gotischen Lettern zu drucken, während die humanistischen Autoren, die sich zur Antiqua hingezogen fühlten, die gotische Schrift aus den weltlichen Drucken zu verdrängen versuchten. Aber es dauerte kein Jahrhundert, bis dieser Gegensatz verschwand; in Italien und Frankreich begann man, auch Meßbücher mit Antiquabuchstaben zu drucken, und gleichzeitig wurden im deutschen Sprachgebiet auch Werke der weltlichen Literatur mit gotischen Buchstaben geschrieben und gedruckt.

Die Fraktur. Gutenberg druckte ausnahmslos alles mit gotischen Buchstaben. Die Ablaßbriefe, die Kalender und die 42zeiligen Bibelseiten wirkten mit ihren dicht nebeneinander gesetzten Druckbuchstaben wie ein Webmuster; deshalb nannte man diese Schriftart Textura. Ihre Buchstaben waren gewiß nicht leicht lesbar; deshalb vielleicht entwickelte sich bald die etwas weiträumiger geschriebene, rundliche Rotunda sowie eine an ihren schnörkeligen Grossbuchstaben und antiquaähnlichen Kleinbuchstaben zu erkennende, „degenerierte“ gotische Schriftvariante, die als Bastard bezeichnet wird. Daneben

tauchte nach 1490 die kompakte Schwabacher auf. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war der gotische Buchstabe mit allen seinen Varianten bereits sehr in den Hintergrund gedrängt. Da gab im Auftrag Kaiser Maximilians der Augsburger Drucker *Hans Schönsperger* 1513 ein Gebetbuch heraus, in dem eine neue, ungewöhnlich schöne Abart der gotischen Letter verwendet war, die Fraktur. Schönsperger hatte die steifen, eckigen gotischen Buchstaben beweglicher, eleganter und nuancierter gemacht. Die nach unten gerichteten Schäfte waren schmaler, die Grossbuchstaben wurden mit Schnörkeln versehen. Im allgemeinen kennzeichnet die Frakturbuchstaben ein spielerischer Wechsel dicker und dünner Linien.

Die Fraktur ist ein Kind des deutschen Humanismus. Luther und seine Anhänger liebten die Fraktur, und sie setzte sich überall im deutschen Sprachgebiet durch.

Und wie erging es der Fraktur und der Antiqua in den späteren Jahrhunderten?

Einige prominente Persönlichkeiten der deutschen Literatur – unter ihnen Goethe und Schiller – neigten dazu, von der Fraktur abzugehen und ihre Werke in Antiqua drucken zu lassen, die damals als „lateinische Schrift“ bezeichnet wurde. Goethes „Römischer Karneval“ und Schillers Tragödie „Die Jungfrau von Orleans“ erscheinen erst in Antiqua gesetzt. In der deutschen Öffentlichkeit fand dies jedoch keinen guten Widerhall. Selbst Goethes Mutter griff in diese Debatte ein. In einem Brief aus dem Jahre 1794 schreibt sie an ihren Sohn, sie freue sich, daß seine alten und neuen Werke nicht in der „verdammten lateinischen Schrift“ erschienen, und sie bat ihn, künftig auch in bezug auf die Buchstaben Deutscher zu bleiben.

Die Zukunft der deutschen Schrift beunruhigte auch weiterhin die deutschen Drucker und Verleger. Schließlich einigte man sich, die Fraktur nicht zu verbannen, sondern nur umzuformen. Nach erfolglosen Versuchen anderer widmete sich der hervorragende Berliner Drucker *Johann Friedrich Unger* der Vereinfachung der Fraktur, und er löste die Aufgabe so erfolgreich, daß die deutschen Buch- und Zeitungsverlage von Beginn des 19. Jahrhunderts an die Ungerschen Varianten der Fraktur verwendeten.

Die wissenschaftlichen Zeitschriften, die mit internationalem Interesse rechnen konnten, wurden von jeher in lateini-

scher Schrift gedruckt. Als Beispiel erwähnen wir die Zeitschrift „Annalen der Physik“, deren erster Band 1799 erschien und bereits mit lateinischen Lettern gedruckt war. Später begann man auch für literarische Werke, die im Ausland vertrieben werden sollten, die Antiqua zu verwenden. Zwischen den beiden Weltkriegen waren eigentlich nur noch die Schulbücher in Fraktur gesetzt, bis schließlich 1941 die Verwendung der Fraktur im Alltagsgebrauch eingestellt wurde.

Das weitere Schicksal der Antiqua. Im 17. Jh. entwickelte sich der barocke Buchstil, den vor allem lange, umständliche Widmungen auf der Titelseite kennzeichnen. In diesen Texten war der Name des Mäzens, der die Herausgabekosten trug, mit grösseren Buchstaben gesetzt als der Buchtitel, und die Autoren priesen in blumiger, verschnörkelter Sprache ihre Geldgeber.

Mitte des 18. Jahrhunderts traten in den typographischen Formen der Bücher Veränderungen ein. Immer stärker setzte sich der Geschmack des Bürgertums durch: Die ehrfürchtigen Dedikationen verschwanden von den Titelseiten, auf den Textseiten verzichtete man auf den bisher so reichlichen Druckzierat, und in der Buchstabenkunst tauchte eine neuartige Antiqua auf, die in perfekter geometrischer Regelmäßigkeit konstruiert war. Ihr Schöpfer war der englische Drucker *William Baskerville*. Diesen Typ bezeichnet man – wie auch den damals neuen Buchkunststil – als klassizistisch. Weiterentwickelt wurde die klassizistische Antiqua von der Pariser Druckerfamilie *Didot* und dem berühmten Drucker *Giambattista Bodoni* in Parma. Sie verstärkten noch den Kontrast zwischen den haardünnen und den dicken Linien der Buchstaben. Die früher gebräuchlichen Antiquabuchstaben hatten Spuren der Handschrift getragen, die klassizistische Antiqua hingegen wurde mit Zirkel und Lineal konstruiert. Bodonis Lettern jedenfalls bedeuten einen Höhepunkt in der Entwicklung der Antiqua.

Doch im 19. Jh. zeigten sich in der Buchkunst ungesunde Symptome. Die Schriftgießereien brachten, nach Originalität und Vielfalt strebend, eine Vielzahl von Buchstabenarten in Gebrauch, und die Drucker begannen, auf den Titelblättern schöne Letterarten mit merkwürdigen, geschmacklosen zu vermengen. Eine Ernüchterung trat erst gegen Ende des Jahrhunderts ein.

Gegen Ende des 19. Jh. entstand eine neue Buchstabenart: die Grotesk. Diese ist ein Buchstabe ohne Serifen, bei ihm sind alle Linien gleich stark. Die kühlen Formen dieses immer häufiger auftauchenden Buchstabens zeigen im Stil einen Zusammenhang mit der Architektur unserer Zeit.

Die Zukunft der Schrift

Wenn man die Zukunft der Schrift untersucht, wird man auf die Tendenz aufmerksam, daß neben den nationalen Schriften ein Zeichensystem in der Entstehung begriffen ist, das international verständlich und von Sprachen unabhängig ist. Die schwindelerregende Entwicklung der Verkehrsmittel läßt unsere Erde schrumpfen, verleiht den internationalen Kontakten Massencharakter und zieht unausbleiblich nach sich, daß die Menschen über die 25 bis 30 Buchstaben des Alphabets hinaus die Bedeutung vieler bildartiger Zeichen erlernen müssen. Wir denken dabei an die vielfältigen Arten der Zeichen, die im Verkehr, auf Verpackungen, als Warnung usw. verwendet werden. In der Zukunft werden also bildschriftartige Zeichen, die ganze Sätze ausdrücken und von jedermann erkannt werden, unser Schriftsystem ergänzen.

Man könnte denken, daß Telex und Tonband sowie Rundfunk, Film und Fernsehen die Menge des Geschriebenen und Gedruckten verringerten; doch diese hochentwickelten technischen Hilfsmittel der Informationsübermittlung bereichern Tag für Tag die Bildung unzähliger Millionen Menschen und vergrößern dabei den Hunger des Menschen nach dem Gedruckten. Sie werden also die Rolle und Bedeutung der Schrift in unserem Alltagsleben keineswegs beeinträchtigen.

»akzent« – die Taschenbuchreihe
mit vielseitiger Thematik:
Mensch und Gesellschaft,
Leben und Umwelt, Naturwissenschaft
und Technik. – Lebendiges Wissen
für jedermann, anregend und aktuell,
konkret und bildhaft.

Weitere Bände:

Becher, Ist das Eigentum ewig?
Winde/Knoll, Schlagadern des Seeverkehrs
Günther, Gebaute Umwelt
Schönknecht, Schneller – aber wie?
Dorschner, Die Erforschung der Planeten
Kirchberg, Klassiker auf vier Rädern